



universität  
wien

# DIPLOMARBEIT

Titel der Diplomarbeit

„Das unsichtbare Gedächtnis Wiens –  
*österreichisch-jüdische RückkehrerInnen nach 1945 und  
ihre Wahrnehmung der Stadt Wien heute in besonderem  
Hinblick auf Erinnerungsräume*“

Verfasserin

Sarah Irina Zeiringer

angestrebter akademischer Grad

Magistra der Philosophie (Mag. phil.)

Wien 2012

Studienkennzahl lt. Studienblatt:

A 307

Studienrichtung lt. Studienblatt:

Kultur- und Sozialanthropologie

Betreuerin / Betreuer:

Dr.<sup>a</sup> phil. Ayşe Çağlar



## **Inhaltsverzeichnis**

Einleitung .....	1
Klärung einiger grundsätzlicher Begrifflichkeiten .....	7
1. Forschungsdesign und Zugang zum Forschungsfeld.....	13
2. Österreichische jüdische RückkehrerInnen in Wien nach 1945 .....	19
2.1. Individuelle, strukturelle und gesellschaftliche Bedingungen für RückkehrerInnen und Überlebende in der Nachkriegszeit .....	23
2.2. Die Entwicklung des gesellschaftlichen, strukturellen und politischen Umgangs mit dem österreichischen Nationalsozialismus und seinen Folgen .....	31
2.3. Die Auswirkungen des österreichischen Umgangs mit dem Nationalsozialismus auf die RückkehrerInnen .....	44
3. Individuelles und kollektives Erinnern und Vergessen – Forschungsrelevante Gedächtniskonzeptionen.....	53
3.1. Autobiografisches Erinnern .....	64
3.2. Die Erinnerung an traumatische Erlebnisse .....	67
3.3. Nostalgie und Erinnerung .....	69
3.4. Das „Gegengedächtnis“ .....	71
3.5. Das räumliche Gedächtnis .....	74
4. Feld, Forschungseinheit und Forschungsmethoden .....	83
4.1. Definition der Forschungseinheit.....	83
4.2. Qualitative Interviews als Mittel zur Datengewinnung .....	84
5. Forschungsergebnisse.....	89
Conclusio .....	113
Quellenverzeichnis .....	120
Anhang .....	127

## Einleitung

Unser moralisches Wertesystem hat sich in der Vergangenheit als sehr „beweglich“, lenk- und wandelbar erwiesen und es gibt, wie auch Zygmunt Baumann (2002) und Hannah Arendt (2006 [2003]) bemerken, keinerlei Hinweise darauf, dass es sich seit dem Holocaust bis heute maßgeblich verändert hätte – es erscheint nach wie vor nicht mehr oder weniger gefestigt als vor der Shoah. Doch erinnern wir uns an das Geschehene in einer Form, die uns vor einem neuerlichen Zusammenbruch unserer Moral bewahren kann? Wir alle wurden im Laufe unseres Lebens, in unterschiedlichsten Kontexten, mit Erinnerungen an die Verbrechen des Nationalsozialismus konfrontiert. Sei es in oraler Tradition, Denkmälern, Literatur, wissenschaftlichen Beiträgen, Museen, Kunst, Medien oder anderen Zusammenhängen – die Erinnerung ist allgegenwärtig. Doch wie gegenwärtig sind diese Erinnerungen, vor allem jungen Menschen wie mir, siebenundsechzig Jahre nach Kriegsende, wirklich? Wie greifbar sind sie oder wie sehr sind sie abgekoppelt von individuellen Erfahrungen und damit nicht mehr Teil unserer subjektiven Realität? Müssen wir nicht bewusst und vor allem so wahrheitsgetreu, vielseitig und vielschichtig wie möglich erinnern, um in unser Gedächtnis einzubrennen, was nach Arendts berühmter Aussage „nie hätte geschehen dürfen“ (vgl. Arendt 2006 [2003]: 45), in dem Bemühen zu vermeiden, dass es zu weiteren, ähnlichen Eskalationen kommt (vgl. Baumann 2002 – „[...] uniqueness AND normality [...]“)? Und falls ja, auf welche Weise? Aleida Assmann stellt sich diesbezüglich beispielsweise nicht die Frage, ob die Geschehnisse des zweiten Weltkrieges, insbesondere die Verbrechen an diversen Minderheiten, in das kulturelle Gedächtnis verschiedener Nationen eingehen werden. Wohl aber stellt sie die Qualität dieser Erinnerungen in Frage (vgl. Assmann 2006:246). Assmann nimmt klar Bezug auf mehrere Mechanismen, darunter auch die Entkontextualisierung von Erinnerungen: „Die entkontextualisierte Erinnerung bedarf des Kontakts zu individuellen Lebensgeschichten, des Bezugs zur eigenen Existenz, der Brücke zur Gegenwart, der konkreten Lebenswelt in Raum und Zeit. Durch solche Rückkoppelungen kann die anonyme und abstrakte Geschichte mit Bedeutung erfüllt werden und ins eigene Gedächtnis eingehen.“ (Assmann 2006:248f)

In diesem Sinne werde ich mich mit den individuellen Lebenswelten und -geschichten jüdischer KZ-RückkehrerInnen beschäftigen, und die wissenschaftlich erhobenen Daten mit dem kollektiven urbanen Lebensraum „Wien“ in Verbindung setzen. Ich möchte mich dabei insbesondere auf jüdische RückkehrerInnen beziehen, die während des Nationalsozialismus in einem Konzentrationslager interniert waren, nach ihrer Befreiung wieder nach Wien zurückgekehrt sind und noch heute, 2012, hier leben. Der Schwerpunkt meiner Arbeit liegt dabei in der Aufarbeitung bestimmter erinnerungs- und raumbezogener Teilaspekte des Lebens jüdischer KZ-Überlebender in Wien. Ich werde KZ-Überlebende bitten, mir Erinnerungen aus ihrer Vergangenheit – insbesondere der Zeit zwischen ihrer Ankunft in Wien und ihrem Leben bis heute – episodisch mitzuteilen und im folgenden herausarbeiten, welche Bedeutung diese Erinnerungen für die RückkehrerInnen hinsichtlich der Art und Weise haben, in der sie in Bezug zur Stadt Wien – im Sinne bestimmter Räume – stehen. Ziel der Arbeit ist es zu erfahren, wie nach „Wien“ zurückgekehrte, überlebende Juden und Jüdinnen dieses „Wien“ – nach den unumkehrbaren Veränderungen, die der Nationalsozialismus durch massiven Antisemitismus und Shoah und der folgende Umgang Österreichs mit seiner nationalsozialistischen Vergangenheit mit sich brachten – heute, 2012, viele Jahre nach ihrer Rückkehr, im Hinblick auf diese Geschehnisse wahrnehmen. Hierbei geht es vor allem um die kontextbezogenen Fragen, woraus dieses „Wien“ für sie besteht, aus welchen Räumen es sich ihrer Ansicht nach zusammensetzt, welche Räume dabei für sie Bedeutung erlangt haben und ob bzw. wie diese Räume im Alltag erfahren werden.

Das gegenwärtige Leben der RückkehrerInnen in der Stadt Wien soll dabei in Bezug zu ihrer Vergangenheit gesetzt werden, um die Wahrnehmung des urbanen Umfeldes, das immer von unterschiedlichsten AkteurInnen mit unterschiedlichsten Interessen vereinnahmt wurde und wird und für all diese AkteurInnen zahlreiche „unsichtbare“ Erinnerungen enthält, kontextbezogen aus der Sicht dieser Menschen erfahren zu können. Durch die theoretische, historische und kontextbezogene Aufarbeitung sowie die empirische Forschung und das Entstehen einer „Topografie der Erinnerungen“ im Sinne einer schriftlichen Dokumentation und Untersuchung der in den Interviews genannten Räume Wiens, sollen diese „unsichtbaren“ Erinnerungen der RückkehrerInnen sowie deren subjektive Betrachtungsweisen der Stadt zu einem gewissen Teil „sichtbar“ gemacht werden. Dabei soll die Prozesshaftigkeit und die

Erfahrungsabhängigkeit in der Konstitution von urbanen Räumen betont werden. Die Shoah ist der Gipfel des Eklats gegen Juden und Jüdinnen, die in Österreich auch davor und danach mit massiver Repression und Antisemitismus konfrontiert waren. Um erörtern zu können, was sich für diese Menschen in Bezug auf die Gegenwart verändert hat und wie sich die Wahrnehmung des urbanen Raumes Wien für sie zusammensetzt, muss diese kontextbezogen betrachtet werden. Man darf heute nicht glauben, Juden und Jüdinnen seien nach 1945, nach der Shoah, bei ihrer Rückkehr von der österreichischen Gesellschaft und Politik freundlich willkommen geheißen worden. Man darf nicht glauben, sie seien ohne Probleme und gutsituiert eingereist, hätten allesamt ihr geraubtes Eigentum mitsamt Entschuldigung zurückbekommen, Gerechtigkeit gefunden, man hätte ihnen eingeräumt, das Erlebte zu verarbeiten, menschliche Verluste zu betrauern und sie hätten dann innerhalb kürzester Zeit weitermachen können wie davor – eingebettet in die offenen Arme der wieder lieb gewonnenen „Heimat“, die alles Schlimme und Schlechte in der Welt vergessen lässt. Diese Lüge klarzustellen ist meiner Meinung nach die Aufgabe aller folgenden Generationen, jenseits von Täter- und Opferkonstruktionen, denen daran gelegen ist, dass ihre eigenen Kinder nicht mit einem selektiv-opportunistischen Geschichtsbild aufwachsen.

Nachdem im Vorfeld bestimmte Begrifflichkeiten geklärt wurden, werden im ersten Kapitel Forschungsdesign und Zugang zum Forschungsfeld geklärt.

In Kapitel zwei werde ich den historischen Kontext der Rückkehrbedingungen und in diesem Zusammenhang auch den österreichischen Umgang mit seiner nationalsozialistischen Vergangenheit thematisieren, um einerseits zur weiteren Beseitigung der langjährig reproduzierten Geschichtslüge „Österreich als erstes Opfer des Nationalsozialismus“ beizutragen und andererseits, weil ich denke, dass die anthropologische Auseinandersetzung mit jüdischen RückkehrerInnen und ihrer Wahrnehmung der Stadt Wien heute mehr durch prozesshafte Betrachtung erfolgen sollte. Das macht die Betrachtung der historischen Rahmenbedingungen sowie die Beachtung von Veränderungen im Umgang Österreichs mit seiner nationalsozialistischen Vergangenheit unumgänglich. Die historische Darlegung sowie auch Aspekte des Erinnerns können auf unterschiedliche Weise die Situation der

RückkehrerInnen in den Kontext ihrer Zeit und Umgebung setzen, als auch unterschiedliche Ansätze für die Aufarbeitung und Interpretation ihrer geteilten Erinnerungen zur Verfügung stellen. Erika Bourguignon streicht die Bedeutung der historischen Kontextualisierung für die Anthropologie heraus: “As anthropologists, we cannot hope to understand people's behavior without knowing their past histories, both objectively and as they themselves tell it.” (Bourguignon 2005: 64) Die Kombination und Auswahl der vorliegenden historischen und theoretischen Fakten und Blickpunkte mögen in ihrer Kombination zwar ungewöhnlich erscheinen, ich sehe sie aber als notwendig an, um das Thema der Rückkehr von Menschen, die Adolf Hitlers Wahnideen überlebten, in das Land ihrer und seiner Geburt, das Land, in dem er viele Anhänger und Gehorsame finden konnte, die ihm trotz oder gerade wegen seiner menschenverachtenden Ideologie opportunistisch die Hände reichten und damit Beihilfe zu einem der größten Verbrechen der Menschheitsgeschichte leisteten, gebührend sensibel sowie auch nur annähernd in seiner tiefgehenden Komplexität zu begegnen. Die Verbindung dieser Hintergründe zu dem Versuch, Vergangenheit und Gegenwart durch das Thema der individuellen Wahrnehmung zu vereinen, kann meiner Meinung nach nur unter Berücksichtigung vieler unterschiedlicher und interdisziplinärer Blickpunkte erfolgen. Dabei muss ich anmerken, dass der Aufgabenkreis dieser Arbeit die Möglichkeiten der kontextuellen und theoretischen Aufarbeitung bei weitem nicht erschöpfen kann, weshalb ich eindringlich darauf hinweisen möchte, dass ich keinerlei Anspruch auf Vollständigkeit erhebe, anhand dieser Arbeit keine allgemeingültigen Rückschlüsse gezogen werden können und es keinesfalls meine Intention ist, diesen Anschein zu erwecken. Viel eher soll die vorliegende Arbeit als Versuch einer beispielhaften und experimentellen wissenschaftlichen Auseinandersetzung mit anthropologischem Schwerpunkt verstanden werden, in der die Bemühung, verschiedene Kontexte und temporale Achsen im Sinne der multiperspektivischen Betrachtung individueller Sichtweisen zu verbinden, im Zentrum steht.

Im Zuge der historischen Auseinandersetzung wird klar, dass das Thema der Erinnerung und des Erinnerns eine wichtige Rolle in Bezug auf die Shoah und das Leben danach und damit auch für die vorliegende Forschung spielen. Während Arbeiten über KZ-Überlebende sich meist auf die Zeit im KZ oder das daraus

resultierende Trauma konzentrieren, beschäftigt sich die Literatur über RückkehrerInnen, die sich nicht direkt auf die Shoah bezieht, meist mit RückkehrerInnen aus dem Exil. Auch hier stehen oft schmerzhaft, traumatische oder nostalgische Erinnerungen im Vordergrund. In meiner Arbeit möchte ich dem Leben nach der Shoah von einem etwas anderen Blickwinkel begegnen und herausfinden, wie sehr gegenwärtige Betrachtungsweisen überhaupt an die Vergangenheit gebunden sind.

Im dritten Kapitel werden interdisziplinär forschungsrelevante Ansätze zu kollektivem und individuellem Erinnern vorgestellt und diskutiert. Dabei vertrete ich vor allem den Ansatz, dass das kollektive Gedächtnis eine Art Überbegriff darstellen kann, unter dem viele andere Formen des Erinnerns Platz finden können. Insbesondere möchte ich versuchen, Beispiele und Theorieansätze vorzustellen, die sich mit der Shoah und ihren Folgen auseinandersetzen. Einer der Schwerpunkte liegt im Sinne dieser Forschung selbstverständlich auf „räumlichem Erinnern“. Dabei geht es auch in Kapitel drei nicht ausschließlich darum, ein Theoriekonstrukt zu errichten, das diese Forschung tragen kann, sondern auch um die Kontextualisierung der Erinnerungen, mit denen ich im Zuge der qualitativer Forschung arbeiten werde.

Das vierte Kapitel beschäftigt sich mit der Abgrenzung und Definition des Forschungsfeldes sowie mit der Methodenauswahl für die vorliegende Forschung und den Methoden der Auswertung.

Die Ergebnisse der Auswertung werden schließlich in Kapitel fünf erläutert und besprochen und können als theorieergänzende und theoriengenerierende Exempel gesehen werden.

Diese Arbeit stellt also schlussendlich eine Verbindung von Erinnern und Vergessen mit einem anthropologischem Konzept von Raum dar. Ich interpretiere die Bedeutung von Erinnerungen bezüglich der Konstruktion von Vergangenheit von KZ-Überlebenden und der Frage, wie sie mit gegenwärtigen Aspekten umgehen. Gerade in Bezug auf die Shoah und den Nationalsozialismus gibt es unzählige Beiträge zum Thema Erinnerung, die umso mehr einen kritischen Blickwinkel erfordern. Die Verbindung der Aspekte des Erinnerns und der historischen Aufarbeitung erscheint mir für einen kritischen und wissenschaftlichen Ansprüchen genügenden Zugang zu



den erhobenen Daten unabdinglich. Es ist unmöglich, die Perspektive der Überlebenden in ihrer gesamten Komplexität einzunehmen. Man kann nur versuchen, diese zu beschreiben und sich daran anzunähern, denn ihre Wahrnehmung der Gegenwart, die jeden Moment zu Vergangenheit wird, kann nur durch vergangene Erlebnisse und die Erinnerungen konstituiert werden, da uns die Zukunft nicht zur Verfügung steht, aus der wir unsere Umgebung beurteilen können. Inwieweit sich explizit extreme Erfahrungen und prägende Erlebnisse von RückkehrerInnen, die sich an den österreichischen Nationalsozialismus und die Nachkriegszeit knüpfen, in der Konstitution von Räumen eine Rolle spielen, soll im Zuge dieser Forschung herausgearbeitet werden.

## **Klärung einiger grundsätzlicher Begrifflichkeiten**

Einige geläufige Begrifflichkeiten finden in den Sozialwissenschaften, aber auch im Bereich der Allgemeinbildung immer wieder unterschiedliche Verwendung und erfordern vorab eine akkurate Definition. Die folgenden Begrifflichkeiten unterliegen keiner expliziten Reihung in Bezug auf ihre Bedeutsamkeit in dieser Arbeit sondern werden schlicht in alphabetischer Reihenfolge dargelegt:

### *Erinnerungstopografie – Erinnerungsraum*

„Das Wort Topografie bedeutet die Beschreibung und Darstellung geographischer Örtlichkeiten.“ (Lichtblau 2008: 98) Eine Erinnerungstopografie sei demnach topografischer Raum, „[...] auf den sich Erinnerungen beziehen.“ (Lichtblau 2008: 98) In meiner Arbeit verstehe ich Erinnerungsräume, wenn in der theoretischen Aufarbeitung nicht klar auf andere AutorInnen bezugnehmend, im Sinne von Erinnerungstopografien nach Lichtblau.

### *Jüdisch*

Obwohl ich die Kritik an einer Kategorie „jüdisch“ im Sinne einer „Schicksalsgemeinschaft“ (vgl. Embacher 1995: 51ff) wahrgenommen habe und durchaus auch nachvollziehen kann, habe ich mich dazu entschieden, den Begriff in dieser Arbeit nicht differenziert auf die heutige Zeit zu übertragen, sondern ihn, nach Vansants diesbezüglicher Argumentation, in seiner zur Zeit des Nationalsozialismus gebräuchlichen und von außen auferlegten Weise zu verwenden. Vansant definiert die umfassende Bezeichnung „jüdisch“ als Kategorie für ihre Studie über die vereinheitlichte Kategorisierung des Nationalsozialismus, was mir, angesichts der Vielfalt und Unterschiedlichkeit in der Benutzung des Begriffes „jüdisch“ in Bezug auf Forschungen, die sich mit dieser Zeit beschäftigen, als einzig mögliche Analysekategorie erscheint. In ihrer Definition streicht sie heraus, dass der Begriff „jüdisch“ während des Nationalsozialismus, u.a. durch die Nürnberger Gesetze ohne Berücksichtigung von Gender, Klasse, Bildung, Beruf, politischer Neigung oder Religion, im Sinne der Auslegung und Ausübung ohne der Beachtung etwaiger Selbstzuschreibungen einem breiten Bevölkerungsteil im Sinne einer biologisch-

rassistischen Ideologie als kollektive Identität von außen auferlegt wurde. (vgl. Vansant 2001: 13f)

Vansant fasst also folgendermaßen zusammen: „For the purposes of this study, “Jewish” refers in the broadest sense to a group bound together by the state-sanctioned anti-Semitism of the National Socialists after the *Anschluss* (the incorporation of Austria into the German Reich in March 1938).” (Vansant 2001: 13)

Ich möchte darauf hinweisen, dass ich alle Juden und Jüdinnen, die im Nationalsozialismus undifferenziert als solche benannt zusammengefasst wurden, klar als ÖsterreicherInnen und damit als Teil der österreichischen Bevölkerung und Gesellschaft betrachte. Um diesen Teil der österreichischen Bevölkerung in der Arbeit, die sich auch mit historischen Gegebenheiten beschäftigt, vom nationalsozialistischen und vom „nichtjüdischen“ Teil der Bevölkerung zu unterscheiden und um diese historisch definierte Gruppe von Menschen als Forschungseinheit zu definieren, übernehme ich den Begriff in durch Fremdzuschreibung geprägter historischer Auffassung nach Vansant.

### *Opfer*

Für die Verwendung des Begriffes „Opfer“ im Zusammenhang mit dem Nationalsozialismus möchte ich anmerken, dass ich diesen Begriff nicht im passiven Sinne verstehe, sondern damit unzählige Menschenleben und an das Schicksal unterschiedlichster Menschen während und nach dem Nationalsozialismus erinnern möchte. Angesichts der österreichischen Geschichte und Österreichs langjährigem Widerwillen in Sachen der Anerkennung adäquater Definitionen ALLER Opfer des Nationalsozialismus (siehe Kapitel 2) erscheint es mir durchaus angebracht, diesen Terminus zum Zeichen der Veränderung und der Erinnerung des Schicksals all jener, die von den Nazis ermordet, deportiert, in Lager interniert oder vertrieben wurden, zu verwenden.

### *ÖsterreicherInnen*

Wenn ich von „ÖsterreicherInnen“ spreche, spreche ich von der, nach der nationalsozialistischen Verallgemeinerung benannten nichtjüdischen österreichischen Mehrheit, was nicht heißen soll, dass diese bezeichnend für ALLE ÖsterreicherInnen

waren. Zudem möchte ich mich absolut klar von jeglichem rassistischem und nationalsozialistischen Gedankengut distanzieren. Nochmals betone ich hiermit, dass ich die hier festgelegten Begriffe „jüdisch“ und „österreichisch“ lediglich als Forschungskategorien und Hilfstermini betrachte und damit keinerlei ein- und ausgrenzende, undifferenzierte Aussagen über Menschen, die sich heute durch eine oder beide der genannten Kategorien angesprochen fühlen, beabsichtige.

### *Raum, Ort und Landschaft*

“The intersection of memories and history with how people see themselves in relation to their environment is vital to the understanding of people’s placements and movements through social contexts.”(Steward/Strathern 2003: 10)

Für meine Arbeit habe ich einen anthropologischen Zugang zu den Begriffen „Raum“ und „Ort“ gewählt. Theoretisch halte ich mich dabei insbesondere an die Arbeiten von Pamela J. Stewart und Andrew Strathern Setha M. Low und Denise Lawrence-Zúñiga. Stewart und Strathern legen dabei besonderes Augenmerk auf die Verbindung von Landschaft, Erinnerung und Geschichte sowie auf die Bedeutung der Verbindung dieser Themen für die Kultur- und Sozialanthropologie: “Ethnographers have realised from their field experiences how perceptions of and values attached to landscape encode values and fix memories to places that become sites of historical identity. Such perceptions shift, either gradually or dramatically, over time, so that landscape becomes a form of codification of history itself, seen from the viewpoints of personal expression and experience.” (Steward/Strathern 2003: 1) AnthropologInnen können demnach Geschichte und Gedächtnis als Instrumentarien nutzen, um die Wahrnehmung der Umgebung – die von unterschiedlichen Faktoren geprägt wird – ihren Zusammenhang und ihre Beeinflussung durch soziale, politische und ökonomische Begebenheiten, zu erforschen: They can „[...] use history and memory to explore the economic, political and social events that impact perceived visions of landscape and the perceived placement of people within these settings.“

(Steward/Strathern 2003: 1) Die Verknüpfung von Landschaft, Erinnerung und Geschichte werden so für ethnographische Forschungen in ihrer Vielfältigkeit durch die Kontextualisierung in Raum und Zeit leichter zugänglich. (vgl. Stewart/Strathern 2003: 9f) Stewart und Strathern wenden den Begriff „landscape“ - „Landschaft“ – auf

die vielen unterschiedlichen Arten an, wie Menschen sich selbst in ihre Umwelt einfügen, sich darin platziert sehen und heben die grundsätzlich individuelle Sichtweise der eigenen Umgebung hervor, die sich nur durch ähnliche Wahrnehmung ebendieser aufgrund von Geschichte, kultureller sowie sozialer Prägung, ähnlichem Wissen und anderen Faktoren ähneln kann. (vgl. Steward/Strathern 2003: 2ff)

Die Definitionen der AutorInnen von Landschaft ("landscape"), Ort ("place") und Gemeinschaft ("community") als teilweise ineinander übergehend, doch an sich abgrenzbar, sind für meine Arbeit von zentraler Bedeutung: „In our view landscape refers to the perceived settings that frame people’s senses of place and community. A place is a socially meaningful and identifiable space to which a historical dimension is attributed. Community refers to sets of people who may identify themselves with a place or places in terms of notions of commonality, shared values or solidarity in particular contexts. Landscape is thus a contextual horizon of perceptions, providing both a foreground and a background in which people feel themselves to be living in their world. While we may tend to think of this in rural terms or as an aspect of ‘nature’ it may apply equally to urban and rural sites because they are all equally molded by human actions and/or by human perceptions. [...] It is a process because its shape at any given time reflects change and is a part of change.” (Steward/Strathern 2003: 4)

Auch Low und Lawrence-Zúñiga legen in dem einleitenden Artikel „Locating Culture“ ihres Sammelbandes „Anthropology of Space and Place“ vielfältige Sichtweisen und Zugänge der Anthropologie zu Räumlichkeit, Örtlichkeit und der kulturellen und sozialen Bedeutung dieser beiden Begriffe in Theorie und Praxis dar und betonen ebenfalls den Stellenwert, den solche Ansätze in der Anthropologie einnehmen können: „In many ways, the focus on spatial issues has liberated and challenged anthropologists to examine cultural phenomena that are not fixed in a faraway, isolated location, but surrounded us in the cities and countries in which we live.“

(Low/Lawrence-Zúñiga 2003: 2) In Hinblick auf anthropologische Arbeiten betonen sie, ähnlich wie Steward und Strathern, die Annahme, dass jede Handlung in Zusammenhang mit dem Raum, in dem sie stattfindet, steht und diesen prägt, als auch dadurch geprägt wird (vgl. Low/Lawrence-Zúñiga 2003: 1): „Increasingly, however, anthropologists have begun to shift their perspective to foregrounding spatial

dimensions of culture rather than treating them as background, so that the notion that all behaviour is located in and constructed of space has taken on new meaning.“ (Low/Lawrence-Zúñiga 2003:1) In Folge stellen sie kurz und prägnant verschiedene Konzepte von Raum vor, von denen ich nun das Konzept der „inscribed spaces“ – frei übersetzt der „eingeschriebenen Räume“ – in forschungsrelevanten Aspekten kurz näher erläutern möchte. Generell geht es unter dem Schlagwort „inscribed spaces“ um Ansätze, die die Beziehung von Menschen zu ihrer Umwelt bzw. Umgebung, in der sie agieren, beschreiben. (vgl. Low/Lawrence-Zúñiga 2003: 13) Low und Lawrence-Zúñiga spezifizieren: „Inscribed space implies that humans ‘write’ in an enduring way their presence on their surroundings, yet we do not wish to imply that this is solely a metaphor for describing the relationship. [...] In this section we are interested in how people form meaningful relationships with the locals they occupy, how they attach meaning to space, and transform ‘space’ into ‘place’. We are interested in how experience is embedded in place and how space holds memories that implicate people and events. Furthermore, the relationship between people and their surroundings encompasses more than attaching meaning to space. It involves the recognition and cultural elaboration of perceived properties of environments in mutually constituting ways through narratives and praxis.“ (Low/Lawrence-Zúñiga 2003: 13f) Orte können demnach als soziale Konstruktion gesehen werden, die durch unterschiedliche Bedeutungen, Wahrnehmung und Interessen geprägt sind: „Place can have a unique reality for each inhabitant, and while the meanings may be shared with others, the views of place are often likely to be competing, and contesting. (Low/Lawrence-Zúñiga 2003: 15)

### *RückkehrerInnen*

Der Begriff „RückkehrerIn“ wird in dieser Arbeit kontextuell verstanden. Darunter können sowohl Exil-RückkehrerInnen als auch überlebende RückkehrerInnen aus den Konzentrations- und Vernichtungslagern fallen, die vor 1938 in Österreich gelebt haben, fliehen konnten, vertrieben oder deportiert und in einem Lager festgehalten wurden und nach 1945 nach Österreich zurückkehrten. Ich verwende den Begriff „RückkehrerIn“ flexibel, seine Bedeutung ergibt sich daher aus dem Zusammenhang der jeweiligen Textpassagen, aus denen daher zu entnehmen ist, ob von der Gesamtheit

der jüdischen RückkehrerInnen, von Exil-RückkehrerInnen oder von zurückgekehrten KZ-Überlebenden auszugehen ist. Ist dies nicht der Fall, spezifiziere ich in durch den Vorsatz „Exil-“ oder „KZ-“. Die Definition und Begründung der gewählten Forschungseinheit für die Interviews sind in Kapitel 4 zu finden. Der Grund dafür, den Begriff „RückkehrerIn“ anders als üblich auch für KZ-Überlebende einzusetzen, liegt in meiner Ansicht, dass auch ExilantInnen Überlebende und dass auch KZ-Überlebende zurückgekehrt sind. Das „Überleben“ soll deutlich werden und den Ernst der damaligen Situation unterstreichen aber vor allem soll das Leben „danach“ – das Leben nach dem „Überleben“ – dadurch betont werden. Aus diesem Grund verstehe ich die Kategorien „RückkehrerInnen“ und „Überlebende“ in Bezug auf diese Arbeit als Begriffe, die fließend und kontextbezogen ineinander übergehen können.

## 1. Forschungsdesign und Zugang zum Forschungsfeld

Ein Umstand, der bei der Auseinandersetzung mit dem österreichischen Nationalsozialismus aus anthropologischer Perspektive ins Auge sticht ist das Faktum, dass es von österreichischen AnthropologInnen kaum Arbeiten zu diesem Thema gibt. Einige wenige Anthropologen, darunter Andre Gingrich, nehmen sich dieses Themas an, wobei es bei den vorhandenen österreichischen Beiträgen hauptsächlich um die nicht weniger wichtige Auseinandersetzung mit der nationalsozialistischen Vergangenheit des Faches selbst geht. Gingrich bringt diese Vergangenheit ehrlich und exakt auf den Punkt: „Tatsache ist [...]: Wenige andere universitäre Fächer der deutschen Kultur- und Geisteswissenschaften weisen über 1945 hinweg derart starke personelle Kontinuitäten auf wie dieses, und nur wenige darunter haben sich dermaßen hingebungsvoll der Rassenideologie angebidert.“ (Gingrich 2010: 8) Überlebende der Shoah und RückkehrerInnen aus dem Exil haben viele Jahre lang in Österreich gelebt, nun sind nur noch sehr, sehr wenige von ihnen am Leben. Warum hat sich die österreichische Kultur- und Sozialanthropologie nicht mit dieser Gruppe von Menschen befasst? Warum nicht auch mit den TäterInnen? Diese Fragen lassen sich vielleicht durch das traditionelle Interesse des Faches an fernen Kulturen jenseits der eigenen „Heimat“ erklären. Die zweite Frage könnte auch mit dem Schweigen in Verbindung gebracht werden, dass die „Tätergeneration“ bis heute nur sehr selten brechen kann oder will oder auch mit dem Unwillen, potenziell die eigenen Eltern, Großeltern und/oder Urgroßeltern in diesem Licht zu betrachten. Erstere Frage könnte auch darauf zurückzuführen sein, dass das Thema der Shoah und des Nationalsozialismus als sehr historisches Thema wahrgenommen wird. Österreichische HistorikerInnen leisten und leisteten umfassende Arbeit, was die Auseinandersetzung mit dem Nationalsozialismus betrifft.

Vielleicht können noch unzählige mögliche andere Antworten gefunden werden. Ich denke trotzdem, dass es noch nicht vollends zu spät ist, sich mit den vergangenen und auch gegenwärtigen Lebensweisen von Menschen auseinanderzusetzen, die in irgendeiner Form mit einem der größten Verbrechen gegen die Menschheit in Berührung kamen.



Nachdem ich durch intensive Literaturrecherche den historischen Hintergrund, in dem eine Rückkehr für österreichisch-jüdische Überlebende der Shoah nach Österreich bzw. Wien möglich oder unmöglich war, erhoben hatte und mich dementsprechend mit den Bedingungen, denen eine Rückkehr unterlag, auseinandergesetzt habe, suchte ich in Expertinneninterviews mit der österreichischen Journalistin und Filmemacherin Frau Elizabeth T. Spira und mit der Regisseurin, Dokumentarfilmerin und Autorin Frau Dr<sup>in</sup>. Ruth Beckermann, beide Töchter jüdischer RückkehrerInnen, nach Anregungen für meine Arbeit. Aus diesen Impulsen und vielen anderen Überlegungen entwickelten sich folgende forschungsleitende Fragestellungen:

1. Was verstehen jüdische KZ-RückkehrerInnen unter „die Stadt Wien“?  
Was bedeutet „die Stadt Wien“ für sie und wie konstituiert sich diese Stadt aus der Sicht der RückkehrerInnen?
2. Werden bestimmte geografische Orte in diesem „Wien“ mit bestimmten Erinnerungen in Zusammenhang mit Ihrem vormaligem Leben in Wien, KZ-Erfahrung, Rückkehr nach und/oder weiterem Leben in Wien besetzt, welche Bedeutung haben diese Orte für die Überlebenden und welchen Einfluss hat dieser Vorgang gegebenenfalls auf die gegenwärtige Wahrnehmung des geografischen Raumes?
  - 2.1. Haben diese Räume/Orte möglicherweise in Bezug auf den gesamten „Prozess“ – Deportation, KZ-Erfahrung, Rückkehr nach und Leben in Wien – Bedeutung für die RückkehrerInnen erlangt und wenn ja, wie?
  - 2.2. Werden diese Räume möglicherweise im Alltag erfahren? Wenn ja, wie bzw. wodurch?

Menschen sehen sich selbst meist als Mitglieder einer oder mehrerer Gemeinschaften<sup>1</sup> (beispielsweise nationale, ethnische, familiäre, soziale, politische, kulturelle, religiöse u.a. Gemeinschaften) oder werden von „außen“ als zugehörig zu einer bestimmten

---

<sup>1</sup> Definition „Gemeinschaft“ siehe Kapitel „Klärung einiger grundsätzlicher Begrifflichkeiten unter den Begriffen Raum, Ort und Landschaft.

Gruppe/Gemeinschaft empfunden. Die Gruppen/Gemeinschaften sind durch bestimmte soziale Strukturen und Interaktionen (zwischen und innerhalb der Gruppen/Gemeinschaften) gekennzeichnet, die wiederum in Wechselwirkung mit anderen Gruppen/Gemeinschaften stehen. Dabei geht es auch darum, die Bedeutungen von sozialen Strukturen, Interaktionen und Manifestationen, die diese mit sich bringen (materiell, kulturell, sozial etc.) zu erfahren und zu versuchen, diese möglichst aus dem Blickwinkel und Kontext der „Forschungssubjekte“ heraus zu verstehen anstatt sozialen Strukturen, Interaktionen und Manifestationen von „außen“ Bedeutungen aufzuerlegen. Diese sozialen Strukturen und Interaktionen, ihre Manifestationen und Bedeutungen in emischer Perspektive unter Berücksichtigung des Kontextes, in den sie eingebettet sind, zu untersuchen und zu beschreiben obliegt u.a. der Kultur- und Sozialanthropologie. In dieser Arbeit werden – im begrenzten Rahmen des Forschungsvorhabens – Wahrnehmung und Leben jüdischer KZ- Überlebender in Bezug auf die „Stadt Wien“ im Kontext gesellschaftlicher und historischer Entwicklungen untersucht und beschrieben. Diese Forschung beschäftigt sich demnach mit einer Gruppe von Menschen, die historisch von außen auferlegt als kulturelle und ethnische Gemeinschaft definiert wurden und infolgedessen bestimmte Erfahrungen teilt. Diese Einheit von Menschen stellt per definitionem sowohl historisch als auch aktuell eine „Minderheit“ im gesamtgesellschaftlichen Kontext dar. Meine Arbeit stellt dabei die Frage nach der Wahrnehmung des urbanen Lebensraumes aus dem Blickwinkel von Personen, die dieser Gruppe zugerechnet werden, unter besonderer Beachtung der kontextuellen Einbettung in ihr gesellschaftliches und räumliches Umfeld in Bezug auf Vergangenheit und Gegenwart in den Vordergrund. Zudem möchte ich versuchen, in diesem Zusammenhang auf räumliche Erinnerung und deren Relevanz und Bedeutung für KZ-Überlebende in Wien zu fokussieren.

Die folgenden Hypothesen haben sich im Arbeitsprozess nach Aufarbeitung einiger theoretischer Aspekte – insbesondere Vansant 2001 – und vor der Auswertung der qualitativen Interviews herauskristallisiert:

Die erste Hypothese lautet, dass österreichisch-jüdische KZ-Überlebende, die nach Wien zurückgekehrt sind und 2012 noch in Wien leben, prägenden (positiven/negativen/neutralen/traumatischen etc.) Erinnerungen an ihr Leben in Wien

bis 2012, räumliche Erinnerungen zuordnen, die für sie von individueller Bedeutung sind.

Ich nehme zudem an, dass die Verknüpfungen von Ort und Erinnerung in Bezug auf den gesamten Prozess – Leben in Wien, Deportation, KZ-Erfahrung, Rückkehr nach und weiteres räumliches und soziales Leben in Wien – Bedeutung für die RückkehrerInnen erlangt haben und daher der Lebensraum „Wien“ diesbezüglich nicht losgelöst von diesem Prozess und den damit zusammenhängenden Erinnerungen betrachtet werden kann.

Hypothesenfindung und Theorienbildung ist ein klassischer Aspekt qualitativer Sozialforschung, wobei qualitative Forschung weniger den Anspruch erhebt, Hypothesen zu testen, als vielmehr diese zu generieren. (vgl. Mayring 2002:9ff) In diesem Sinne habe ich mich auch diesbezüglich für den qualitativen Erkenntnisweg entschieden. Das Erkunden des Forschungsfeldes und die folgende Erarbeitung, Überarbeitung und Verfestigung der Hypothesen ist ein wesentlicher Teil meiner Methodik.

Nach dem Prozess der Ausarbeitung von Fragestellungen und Hypothesen nahm ich mit Hilfe von Frau Dr<sup>in</sup>. Eleonore Lappin-Eppel, einer Expertin für jüdische Geschichte in Österreich, Kontakt zu den ersten drei Zeitzeugen und Zeitzeuginnen auf. Das Netzwerk von Frau Dr<sup>in</sup>. Lappin-Eppel sowie auch das der wenigen Verbliebenen führte mich nach vielen Telefonaten zu zwei weiteren Zeitzeugen. Um das Geschlechterverhältnis im Dienste der Wissenschaft ausgewogen zu halten und um eine angemessene Anzahl an Interviews durchführen zu können, fehlte mir noch eine sechste Zeitzeugin. Trotz intensiver Recherche und Bemühungen meinerseits und der großen Hilfe anderer war es leider nicht möglich, eine/n weitere/n InterviewpartnerIn zu finden. Einerseits ist die Anzahl der Menschen, die dafür nach den Kriterien dieser Arbeit in Frage kämen bereits sehr gering, andererseits möchten manche der verbleibenden Zeitzeugen und Zeitzeuginnen aus unterschiedlichen Gründen keine Interviews mehr geben, was verständlich ist und was ich ohne Wenn und Aber respektiere und akzeptiere. An dieser Stelle möchte ich mich bei den Zeitzeugen und Zeitzeuginnen, die ich interviewen durfte und die mir auf meiner Suche nach einer weiteren Interviewpartnerin sehr bemüht geholfen haben, bei verschiedenen

MitarbeiterInnen von „Erinnern.at“, sowie insbesondere auch bei Frau Mag<sup>a</sup>. Mirjam Langer, einer äußerst engagierten Mitarbeiterin des Nationalfonds der Republik Österreich für die Opfer des Nationalsozialismus, für ihre Hilfe bedanken. Es war nicht immer leicht, den Kontakt zu den Zeitzeugen und Zeitzeuginnen aufzunehmen und herzustellen und hat mich am Ende sehr viel mehr Zeit gekostet als geplant. Doch sobald der Kontakt hergestellt war, konnte ich mit voller Unterstützung mit meiner Arbeit beginnen. Ich kann nur jedem einzelnen dieser außergewöhnlichen Menschen noch einmal aus ganzem Herzen für ihre Geduld, ihre Zeit, ihr Interesse, ihre Offenheit und ihre Freundlichkeit, mit der ich stets empfangen wurde, danken – die Stunden, die ich mit ihnen verbringen durfte, waren für mich, auch wenn wir nicht immer über die schönen Seiten des Lebens gesprochen haben, nicht nur in wissenschaftlicher, sondern vor allem auch in menschlicher Hinsicht eine Bereicherung und Freude. Ich hoffe sehr, dass ich mit dieser Arbeit einen kleinen Teil davon zurückgeben kann.

Die oben angeführten Fragestellungen wurden in Folge durch fünf Interviews qualitativ erhoben. Die Interviews können im vorliegenden Rahmen nur als beispielhafte Ergänzung der Theorie sowie als Anstoß für weitere Fragestellungen gesehen werden. Reflexiv ist über die Interviews zu sagen, dass die Interviewsituationen meist in sehr entspannter Atmosphäre – bei den Befragten zu Hause oder an einem anderen Treffpunkt ihrer Wahl – stattgefunden haben. Neben der Tatsache, dass Erinnerungen als subjektive Wahrheit betrachtet werden können (siehe Kapitel 3), sind noch andere Faktoren zu nennen, die auf die Ergebnisse der Interviews Einfluss nehmen könnten. Einerseits sind alle InterviewpartnerInnen – abgesehen von Herrn Schrott – bereits mehrmalig als Zeitzeugen und Zeitzeuginnen interviewt worden. Insbesondere Herr Gelbard ist diesbezüglich bereits sehr versiert. Bei den meisten der vorangegangenen Interviewprojekte ging es um die Vergangenheit, die Erlebnisse vor und/oder während des Krieges und die Zeit kurz nach dem Nationalsozialismus. Dementsprechend kann es eine bestimmte Erwartungshaltung von Seiten der Befragten geben, die sich auf Themen und Inhalte richtet, von denen sie denken, dass sie für den/die InterviewerIn von Interesse sind. Dadurch kann es zu einer bestimmten Verschiebung der thematischen Schwerpunkte im Hinblick darauf kommen, dass im Zuge der vorliegenden Befragung nicht vorrangig die Vergangenheit, sondern bewusst auch gegenwärtige Aspekte erhoben wurden.

Dementsprechend habe ich immer wieder versucht, diesen Zusammenhang deutlich zu machen und zu betonen. Die Befragten erzählten dennoch ohne Aufforderung sehr viele Episoden aus den Kriegsjahren und dem KZ-Aufenthalt. Einerseits kann dies auf eine soeben genannte Erwartungshaltung an die „Rolle“ eines Zeitzeugen oder einer Zeitzeugin zurückzuführen sein, andererseits aber auch darauf, dass dieser Lebensabschnitt als sehr prägend empfunden wurde und somit einen entsprechend großen Raum in Erinnerung und narrativer Struktur einnimmt.

In theoretischer Hinsicht haben interdisziplinäre Werke Bedeutung für diese Arbeit erlangt, wobei insbesondere das Werk „Reclaiming Heimat. Trauma and Mourning in Memoirs by Jewish Austrian Reémigrés.“ (2001) von Jacqueline Vansant und der Sammelband „Social memory and History. Anthropological Perspectives“ (2002), herausgegeben von Maria G. Cattell und Jacob J. Climo, von zentraler Bedeutung für diese Arbeit sind. Jacqueline Vansant hat in ihrer Studie anhand der Memoiren von sieben AutorInnen über Probleme, die im Zusammenhang mit Flucht/Vertreibung und Rückkehr stehen, wie beispielsweise Identitätsverlust und -konstruktion, Trauma, Traumabewältigung u.a., jüdischer Exil-RückkehrerInnen nach Österreich geschrieben. Dabei beschreibt Vansant unter anderem, wie sehr traumatische Erfahrungen an räumliche und körperliche Erinnerungen gebunden sein können und betont indirekt die Relevanz des gesamten Prozesses – Flucht/Vertreibung, Exilerfahrung, Rückkehr – für die subjektive Bedeutung und Wahrnehmung dieser Erinnerungsräume. (vgl. Vansant 2001: 81-112) Ich versuche diese Bedeutsamkeit räumlicher Erinnerung auch auf KZ-RückkehrerInnen auszuweiten und die zeit- und erlebnisabhängige Veränderung des Raumes durch die Verbindung von Vergangenheit und Gegenwart zu berücksichtigen. Die Zusammenführung und Diskussion anthropologischer Perspektiven, die Climo und Cattell unter anderem in den Beiträgen ihres Sammelbandes vertreten, leisten eine gute Hilfestellung, den anthropologischen Blick auf das Material angesichts der vielfältigen interdisziplinären Theorie nicht zu verlieren.

## 2. Österreichische jüdische RückkehrerInnen in Wien nach 1945

*An Österreich:*

*Nicht Liebe wär's, von deiner Schuld zu schweigen,  
die dich beugt und dich zu brechen droht.*

*Und diese deine Schuld wird ganz mein Eigen  
wie deine Berge und wie deine Not.*

*Und sollst einst nicht nur mit dem Finger zeigen:*

*Den argen Nachbarn straft, der mir gebot!*

*Zu deiner Schuld musst du dich selbst bekennen  
und im Gericht den eigenen Namen nennen.*

*Ich bin voll Angst, zu dir zurückzukehren  
und mitzusühnen, der ich niemals schlug.*

*Der falschen Büßer will ich mich erwehren,  
und du wirst oft noch glatt sein von Betrug!*

*Wohl hätt ich dies und jenes dich zu lehren,  
zu lernen auch... Doch bin ich stark genug?*

*Und dennoch wird die Bahn mich heimwärts tragen.*

*Du bist mein Wagnis – und ich muss dich wagen.*

*Erich Fried (Fried 1987: 10)*

Im März 1938 lebten in etwa 181.882 Menschen israelitischer Konfession in Österreich. (vgl. Moser 1999: 16) Rund neunzig Prozent der österreichischen Personen israelitischer Konfession lebten in Wien. (vgl. Shoshana Duizend-Jensen zit. nach Lichtblau 2008: 100) Die Anzahl der Juden und Jüdinnen, die nach den Nürnberger Gesetzen – während der NS-Zeit „Volljuden“, „Stammesjuden“ oder „Rassejuden“ genannt – können rückblickend nur sehr schwer eruiert werden, da das nationalsozialistische Regime erst 1939 eine Zählung der „Rassejuden“ veranlasste. (vgl. Moser 1999: 17) Johnny Moser schätzt die Anzahl aufgrund mehrerer Dokumente auf ungefähr 206.000 Menschen.

130.741 Juden und Jüdinnen gemäß den Nürnberger Gesetzen wurden aus Österreich vertrieben, wurden durch die Geschehnisse ins Exil gezwungen und konnten flüchten. 48.389 wurden in Konzentrations- und Vernichtungslager deportiert, 1910 in Konzentrationslager eingewiesen und nicht mehr entlassen. (vgl. Moser 1999: 56) Insgesamt wurden ungefähr 65.000 Österreicher und Österreicherinnen, die unter die Nürnberger Gesetze fielen, während des Nationalsozialismus ermordet. (Vgl. Moser 1999: 5) „Nur die wenigsten kehrten nach ihrer Vertreibung zurück oder blieben, nachdem sie KZs und Vernichtungslager überlebt hatten.“ (Lichtblau 2008: 103) Insgesamt kamen nur wenige tausend Juden und Jüdinnen zurück. Moser legt die demographische Entwicklungen der Juden und Jüdinnen nach den Nürnberger Gesetzen zwischen 1938 und 1945 genau dar. Am 15.04.1945 lebten nur noch 5.512 Juden und Jüdinnen in Österreich. Friederike Wilder-Okladek führt an, dass Ende 1945 3.955 Juden und Jüdinnen in Wien lebten, von denen 1.977 in Wien überlebt hatten, 1.727 aus Konzentrationslagern befreit worden und 251 aus dem Exil zurückgekehrt waren. (Wilder-Okladek zit. nach Beckermann 1989: 114) Die Genauigkeit dieser Zahlen ist allerdings nicht belegt. Die Überlebenden aus den Lagern hatten bei ihrer Ankunft oft neben den unvorstellbaren physischen und psychischen Strapazen lange Fußmärsche und beschwerliche Reisen hinter sich, da sie sofort nach ihrer Entlassung schnellstmöglich zurückgekommen waren, um nach überlebenden Verwandten zu suchen. Die meisten Rückkehrer kamen aus dem Exil – zum Großteil aus Shanghai, Israel, Belgien, Holland, Italien, England, Schweden, Australien, Südamerika, aus der Sowjetunion und aus den USA. (vgl. Embacher 1995: 19)

Die Entscheidung zur Rückkehr wurde aus vielen unterschiedlichen sozialen, politischen u.a. Gründen getroffen. Manche konnten sich beispielsweise nicht an ein fremdes Klima, an neue Sprachen und kulturelle Eigenheiten gewöhnen, manche konnten wirtschaftlich nicht Fuß fassen, einige hofften darauf, ihr geraubtes Vermögen zurückzuerlangen, manche – oft RückkehrerInnen aus den Lagern – waren auf der Suche nach überlebenden Verwandten, Freunden und Bekannten. Viele gehörten auch einer politischen Partei, vornehmlich den Kommunisten oder Sozialisten, an und wollten aktiv zu einem „neuen“ Österreich beitragen – eine Hoffnung, die KZ-Überlebende und Exil-RückkehrerInnen teilten.

Ein prägnanter Teil der RückkehrerInnen war, wie Helga Embacher betont, alt und teilweise auch krank. Ältere Menschen hatten oftmals besonders große Schwierigkeiten, sich mit dem Leben im Exil anzufreunden. (vgl. Embacher 1995: 19,112) Wie schwierig die Entscheidung zur Rückkehr für viele der ExilantInnen, die zum Teil in der Zwischenzeit im Exil Fuß gefasst hatten, auch psychisch gewesen sein muss, bringt Jaqueline Vansant gut auf den Punkt: “The decision to repatriate was no doubt difficult. The refugees were returning to a place that had once been their home, but had become a death trap for them and their families. Moreover repatriation was not supported by the majority of the exile community.” (Vansant 2001: 41) Die politisch motivierten RückkehrerInnen aus den Lagern und dem Exil hinterfragten die Entscheidung zur Rückkehr im Gegensatz zu eher unpolitischen RückkehrerInnen oft nicht so intensiv bzw. sahen diese als selbstverständlich an. Diese politischen und gesellschaftlichen Anknüpfungspunkte konnten das Leben der politischen RückkehrerInnen zum Teil erleichtern, doch auch sie mussten immer wieder über parteiinternen Antisemitismus (z.B. in der SPÖ) hinwegsehen, um sich im Parteigefüge arrangieren zu können. Der Umgang mit den RückkehrerInnen war im Allgemeinen sehr unterschiedlich und umstritten. (vgl. Embacher 1995: 119ff)

Embacher und das Dokumentationsarchiv des österreichischen Widerstandes betonen zudem die Rolle der Medien bei der Entscheidung für oder gegen eine Rückkehr, wobei die Zeitungen sehr unterschiedliche, zum Teil kritische und zum Teil auch überzeichnete Positionen einnahmen. Wurde in manchen Medien sehr positiv und idealisierend über die österreichische Politik und Entwicklung in der Nachkriegszeit berichtet, so wurde in anderen Medien aufgrund von fortbestehendem Antisemitismus und großer Armut dezidiert von einer Rückkehr abgeraten oder gewarnt, was Embacher u.a. auch als gezielte Strategie gegen die Rückkehr von Juden und Jüdinnen nach Österreich interpretiert. (vgl. Embacher 1995: 117; vgl. Eppel/DÖW<sup>2</sup> 1995: 693ff) Von österreichischen Politikern wie etwa dem damaligen Wiener Bürgermeister Theodor Körner und insbesondere dem sehr um Rückkehrer bemühten Wiener Stadtrat für Kultur und Volksbildung, Viktor Matejka, wurden bekannte jüdische KünstlerInnen und WissenschaftlerInnen zur Rückkehr aufgefordert und schriftlich

---

<sup>2</sup> Dokumentationsarchiv des österreichischen Widerstandes



wie auch medial wirksam eingeladen. (vgl. Eppel/DÖW 1995: 693ff) Man kann die Bemühungen mancher weniger österreichischer Politiker durchaus lobend erwähnen. Trotz allem wird bei näherer Betrachtung offensichtlich, dass bei den Bemühungen um etwaige Rückkehrer nur die künstlerische und wissenschaftliche „Elite“ sowie einige Mitglieder unterschiedlicher Parteien zur Rückkehr aus dem Exil aufgefordert wurde, jedoch nie eine offizielle und allgemeine Aufforderung zur Rückkehr an die Gesamtheit der vertriebenen jüdisch-österreichischen Bevölkerung ausgesprochen wurde – eher das Gegenteil trifft zu. (vgl. Eppel/DÖW 1995: 695ff; vgl. Embacher 1995: 114; Bunzl 1987: 121) Ein Grund dafür liegt, neben dem Fortbestehen von Antisemitismus in der Zweiten Republik, an der bewussten Umdeutung Österreichs der historischen Ereignisse: „Da sich Österreich durch Uminterpretation der Geschichte selbst eine Opferrolle zuzuschreiben versuchte, bedurfte es der jüdischen Legitimation in geringerem Maße<sup>3</sup>.“ (Bunzl 1987: 121)

Als Hauptgrund für die Schwierigkeit vieler RückkehrerInnen, in Österreich bzw. in Wien wieder Fuß zu fassen, nennt Ruth Beckermann „[...] die andersartigen Erfahrungen während der Nazizeit und die grundlegend andere Beziehung zu Wien.“ (Beckermann 1989: 101) Beckermann betont den Unterschied der Wiener Juden und Jüdinnen zu denen, die nach dem Krieg aus Osteuropa nach Wien migrierten. Osteuropäische Juden und Jüdinnen konnten die traumatischen Erfahrungen vor, während und nach dem Nationalsozialismus von Österreich und Wien abkapseln, da sie diese Erfahrungen meist an anderen Orten gemacht hatten. (vgl. Beckermann 1989: 101f) Für die Menschen, die bereits vor dem Nationalsozialismus in Wien lebten, sei es besonders schwer gewesen, in der Stadt, in der sie geboren waren, in der aufgrund der Erlebnisse vor Ort und durch den direkten Vergleich keine „Normalität danach“ möglich war, wieder Zugehörigkeitsgefühle zu entwickeln: „Es ist leichter ein Fremder in einer fremden Stadt zu sein, als sich in einer vertrauten Umgebung plötzlich fremd zu fühlen.“ (Beckermann 1989: 103) Viele Menschen entschieden sich von vornherein gegen eine Rückkehr, besuchten Wien im Laufe der Zeit, oder auch nicht, manche kehrten zurück und verließen Österreich freiwillig wieder. (vgl. Eppel/DÖW 1995: 698ff)

---

<sup>3</sup> Anm.: Im Vergleich zu Deutschland.

Embacher betrachtet den Rückkehrprozess jüdischer Vertriebener nach Österreich mit den 1960er Jahren als weitgehend abgeschlossen, wobei es natürlich ebenso Menschen gab, die sich erst später zu einer Rückkehr entschlossen. (vgl. Embacher 1995: 113)

## **2.1. Individuelle, strukturelle und gesellschaftliche Bedingungen für RückkehrerInnen und Überlebende in der Nachkriegszeit**

*“The danger of return lies in the distance between expectations and reality.”*

*(Vansant 2001: 45)*

Das Rückkehrverfahren für Juden und Jüdinnen, die sich entschlossen hatten nach Österreich zurückzukehren, war schwierig und umständlich. Immer wieder wurden den RückkehrerInnen zusätzlich zu den entsprechend widrigen Verhältnissen der Nachkriegszeit – eingeschränkte Transportmöglichkeiten und Restriktionen der Alliierten – Steine in den Weg gelegt und unmissverständlich kommuniziert, dass ihre Rückkehr nach Österreich nicht unbedingt erwünscht sei. Beckermann zeigt u.a. die Kontinuität dieses Sachverhaltes auf: „Die Einbürgerung von ehemaligen österreichischen Juden war keine Selbstverständlichkeit. Noch zu Beginn der achtziger Jahre wurde ihnen manchmal die Rückkehr durch bürokratische Schikanen österreichischer Konsulate im Ausland erschwert.“ (Beckermann 1989: 73)

Die erste Anlaufstelle für viele der RückkehrerInnen, woher sie auch kamen und auch dann, wenn sie teilweise nur auf der Durchreise in ein anderes Bundesland waren, war die Hauptstadt Wien: „Zuerst einmal mußte<sup>4</sup> der Überlebende ins Rathaus, um sich wieder einmal registrieren zu lassen – diesmal bei der Zentralstelle der Opfer des Naziterrors, wobei er zuweilen mit der Frage begrüßt wurde ‚Sind Sie Jude oder Arier?‘“ (Der Neue Weg<sup>5</sup> zit. nach Beckermann 1989: 72) Nach ihrer Registrierung, die durch äußerst unsensible und doch aussagekräftige Vorgehensweise gekennzeichnet war, wurden die Menschen oft nur äußerst notdürftig unter sehr

---

<sup>4</sup> Aufgrund der Lesbarkeit werden alle Zitate im Original, ohne Berücksichtigung der neuen Rechtschreibung, übernommen.

<sup>5</sup> 15. Dezember 1945, S. 2

schlechten Bedingungen untergebracht – von einer Rückerstattung ihres rechtmäßigen Eigentums oder der Bereitstellung adäquater Ressourcen nach ihrer Ankunft ganz zu schweigen. Österreichische Juden und Jüdinnen mussten demnach neben unzähligen anderen Problemen, Hindernissen und Enttäuschungen vor und nach ihrer Rückkehr immense bürokratische Hürden, die ihnen – durchaus beabsichtigt – in den Weg gestellt wurden, überwinden und zudem mühsam und zum Teil letztlich erfolglos um staatliche Unterstützung und Wiedergutmachungszahlungen kämpfen. Nur selten erhielten sie Betriebe und Wohnungen, die vor den Arisierungen in ihrem Besitz gewesen waren, zurück. Beckermann schildert mehrere Beispiele (vgl. Beckermann 1989: 74f) an denen erkennbar ist, dass jüdische RückkehrerInnen im gesamten Prozess der Rückkehr und damit auch bei Fragen der Einreisebewilligung, im Wiederaneignungsprozess von Eigentum und insbesondere bei der Wohnungsvergabe von den Behörden in Wien bewusst und massiv schikaniert wurden. (vgl. Beckermann 1989: 72ff) „Obwohl jüdische Organisationen im In- und Ausland die Versorgung der Rückkehrer übernahmen, verhielt sich die Gemeinde Wien in der Frage der Unterbringung der Leute abweisend. Sie legte sich besonders bei der Wohnungsvergabe quer.“ (Beckermann 1989: 74) Die „Repatriierungsmöglichkeiten“, aber auch die allgemeinen Reisebedingungen, wie Embacher aufzeigt, waren demnach schwierig und begrenzt – eine Rückkehr war in den Nachkriegsjahren, abgesehen für eine kleine, von Österreich berufene Elite, oft unmöglich. (vgl. Embacher 1995: 19) Das DÖW nennt „[...] Antisemitismus, andere Vorurteile, Angst um ‚arisierten‘ Besitz, Konkurrenzneid, Parteitaktik sowie Verdrängungs- und Abwehrmechanismen [...]“ als Gründe für die massive Ablehnung, die den RückkehrerInnen entgegenschlug. (DÖW 1995: 700) Bunzl sieht die Angst um arisiertes Vermögen u.a. ebenfalls als Indikator für fortbestehenden Antisemitismus und politisches Agieren in der unmittelbaren Nachkriegszeit. (vgl. Bunzl in Bunzl/Marin 1983: 66)

Auch die Israelitische Kultusgemeinde in Wien, die sich zunächst hauptsächlich aus RückkehrerInnen zusammensetzte, die nicht vorhatten, weiter in Wien zu leben und sich damit selbst eher als „Durchreisende“ verstanden, bekam den behördlichen Unmut zu spüren und verfügte über relativ wenige Mittel und Möglichkeiten, die jüdischen RückkehrerInnen finanziell oder materiell in ihren Bedürfnissen zu unterstützen. Der Grund darin liegt in der Tatsache, dass vorhandene finanzielle und materielle

Ressourcen der Gemeinde zum größten Teil der jüdisch-amerikanischen Hilfsorganisation „American Joint“ entsprangen, „[...] da sich die österreichischen Behörden weigerten, Budgetmittel zur Verfügung zu stellen.“ (Beckermann 1989: 98; vgl. Embacher 1995: 21) Es ist ebenfalls dokumentiert, dass jüdisch-österreichische Emigranten in den USA verschiedenste Hilfsleistungen und -güter, wie etwa große Mengen an Lebensmitteln für Österreich bereit stellten. (vgl. DÖW 1995: 700) Der Mangel an Ressourcen und das Ausbleiben staatlicher österreichischer Unterstützung für die RückkehrerInnen sowie der fortwährende Antisemitismus stellte die Gemeinde vor die größten Herausforderungen der Nachkriegszeit: „Ab 1947 stellte die Rückkehr von geschlossenen Transporten aus Palästina und Shanghai die Israelitische Kultusgemeinde vor akute Probleme. Sie mußte den RemigrantInnen Unterkünfte und Arbeit besorgen und auch dem durch die Rückkehr von Juden ausgelösten Antisemitismus entgegenzutreten.“ (Embacher 1995: 116) Es verhielt sich nämlich so, dass Juden und Jüdinnen im Gegensatz zu den nachträglich überproportional in Szene gesetzten österreichischen WiderstandskämpferInnen, nicht als zu entschädigende „Opfer“ des Nationalsozialismus anerkannt wurden: „Das Opferfürsorgegesetz, das die provisorische Staatsregierung im Juli 1945 beschloß, sah Fürsorgemaßnahmen und Begünstigungen lediglich für aktive Widerstandskämpfer vor.“ (Brigitte Galanda<sup>6</sup> zit. nach Beckermann 1989: 72) Sogar Juden und Jüdinnen, die aus den Konzentrationslagern zurückkehrten, die „nur“ aufgrund ihres „Jüdisch-Seins“ verfolgt und interniert worden waren und die keiner politischen Widerstandsgruppe angehört hatten, wurden lange Zeit nicht als gleichberechtigte „Opfer“ des Nationalsozialismus anerkannt. (vgl. Embacher 1995: 104) „Die Juden mussten sich ihre Anerkennung als ‚gleichberechtigte‘ politische Opfer erst erkämpfen.“ (Bericht des Präsidiums der Israelitischen Kultusgemeinde Wien über die Tätigkeit in den Jahren 1945-1948<sup>7</sup> zit. nach Beckermann 1989: 72). Auch Ruth Beckermann schildert, wie eine Art „Opferhierarchie“ entstand, durch die der Widerstand gegen den Nationalsozialismus

---

<sup>6</sup> 1986. Die Maßnahmen der Republik Österreich für die Widerstandskämpfer und die Opfer des Faschismus. Wiedergutmachung; in: Meissl u.a. [Hrsg.]. 1986. Verdrängte Schuld, verfehlte Sühne. Entnazifizierung in Österreich 1945-1948. Wien. S. 142.

<sup>7</sup> Wien 1948, S. 19

zum „idealen“ Opferstatus emporgehoben wurde und jüdische Opfer des Nationalsozialismus, solange sie nicht WiderstandskämpferInnen gewesen waren, nur peripher als solche wahrgenommen wurden. (vgl. Beckermann 1989: 72ff) Der anfängliche Ausschluss jüdischer KZ-Überlebender aus dem KZ-Verband spricht an dieser Stelle wohl für sich: „Österreich wollte sich für die Juden und Jüdinnen nicht zuständig fühlen, als ‚nur rassisch‘ Verfolgte blieben sie anfangs sogar vom KZ-Verband ausgeschlossen.“ (Embacher 1995: 21) „Da der ‚KZ-Verband‘ eine politisch-moralische Instanz beim Wiederaufbau eines ‚Neuen Österreich‘ sein wollte, stand nur ehemaligen ‚politischen Häftlingen‘ die Mitgliedschaft offen. (Embacher 1995: 104) Jüdische RückkehrerInnen und andere, bereits während des Nationalsozialismus marginalisierte Gruppen wie etwa Homosexuelle, Roma und Sinti u.a., wurden in ihrer Rolle als Opfer, aber auch in ihrer Rolle als Erlebende und Überlebende nach Kriegsende weiterhin massiv marginalisiert, wie auch Jaqueline Vansant beschreibt: “Postwar Austrian Identity was based in part on the construction of an Austrian ‘in-group’ whose ‘integrity’ was upheld by marginalizing ethnic, political, and religious victims from this discourse.” (Vansant 2001: 43) Diese marginale Position der Überlebenden in der Mehrheitsgesellschaft schlug sich insbesondere im diesbezüglichen privaten und öffentlichen österreichischen Diskurs nieder: „Indeed they found themselves and their experiences marginalized or denied in both public and private discourse, in which non-Jewish, nonexile Austrians overwhelmingly assigned themselves the role of victims of Hitlarian aggression and Allied bombings.” (Vansant 2001: 31) Ebenso wie bei Beckermann wird deutlich, wie ÖsterreicherInnen der Selbsttäuschung oder dem Eindruck erlagen, „freiwillig“ migrierte Juden und Jüdinnen hätten im Exil eine weit bessere Zeit verbracht als die „zurückgebliebenen“ ÖsterreicherInnen, wobei die Shoah an sich und die Verfolgung als Grund für die meist äußerst unfreiwillige „Migration“ anscheinend ausgeblendet wurden – die Haltung dieser ÖsterreicherInnen sowie auch die viel diskutierten Leidensgeschichten ebendieser stießen wiederum bei den zurückgekehrten Juden und Jüdinnen auf Unverständnis. RückkehrerInnen aus den Konzentrationslagern wurden dabei im öffentlichen Diskurs gemeinhin ignoriert.

Überlebende Juden und Jüdinnen die aus Konzentrations- und Vernichtungslagern zurückkehrten, wurden als „rassisch“ Verfolgte lange nicht beachtet. In Österreich

wurden politisch Verfolgte zum Inbegriff für KZ-Überlebende hochstilisiert und ebendiese wurden auch zu den Sprechern der KZ-Verbände. Jüdische Überlebende, die als „nur“ rassistisch Verfolgte galten, wurden lange Zeit übergangen. Embacher schreibt noch 1995, dass nur sehr wenige von ihnen (geschätzte 2%), und darunter hauptsächlich Männer, ihre Erfahrungen für die Nachwelt in schriftlicher Form festhielten (vgl. Embacher 1995: 96f): „Formen von Widerstand und Solidarität, die Beziehungen innerhalb der verschiedenen Häftlingsgruppen oder die Problematik der Überlebenden nach ihrer Rückkehr wurden aus der Sicht von ‚privilegierten‘ männlichen Häftlingen dargestellt.“ (Embacher 1995: 97) Durch steigendes öffentliches Interesse an den Geschichten der Überlebenden in den folgenden Jahrzehnten, zunehmende biografische Publikationen und große Projekte wie beispielsweise die enorm umfangreiche Sammlung von filmisch aufgezeichneten Interviews mit überlebenden Juden und Jüdinnen aus aller Welt der 1994 von Stephen Spielberg gegründeten „Survivors of the Shoah Visual History Foundation“, kurz „Shoah Foundation“ (vgl. USC Shoah Foundation Institute 2012; Bourguignon 2005: 66), relativiert Embachers diesbezügliche Sichtweise heute, 2012. Viele der Überlebenden waren die einzigen Hinterbliebenen ganzer Familien. Die Hoffnung lebende Familienmitglieder ausfindig zu machen, erhielt so manche/n am Leben. Musste diese Hoffnung aufgegeben werden, starben manche oder nahmen sich das Leben. Die Sterblichkeitsrate unter den KZ-RückkehrerInnen war – insbesondere in den Tagen und Wochen nach der Befreiung, aber auch allgemein – sehr hoch. Viele starben an den Folgen und Spätfolgen der Gefangenschaft. Erlittene Traumata, jahrelange körperliche Schwerstarbeit und chronische Unterernährung forderten ihren Preis. Manche wählten Jahre nach ihrer Befreiung den Freitod. (vgl. Embacher 1995: 101) „Die Hilfsleistungen der Israelitischen Kultusgemeinde konnten aufgrund ihrer Überlastung nur die elementarsten Bedürfnisse betreffen, an eine psychologische Betreuung war nicht zu denken.“ (Embacher 1995: 102) Es sollte Jahre dauern, bis die Notwendigkeit psychologischer Versorgung der RückkehrerInnen in Österreich (an-) erkannt wurde. Waren laut Embacher Ende 1945 1.730 KZ-RückkehrerInnen, davon 905 Frauen und 822 Männer, bei der Israelitischen Kultusgemeinde gemeldet gewesen, so waren es 1952 nur mehr insgesamt 970. Viele waren verstorben, einige hatten Österreich wieder verlassen. (vgl. Embacher 1995: 101) Embacher weist darauf hin,

dass viele der aus den Lagern zurückgekehrten Überlebenden sich ursprünglich nicht in Österreich niederlassen wollten, nur auf der Durchreise waren, um nach anderen Überlebenden zu suchen oder nicht wussten wohin sie sonst hätten gehen sollen: „Viele blieben ungewollt in Österreich. Sie waren eigentlich nur zurückgekommen, um nach überlebenden Familienangehörigen und Freunden zu suchen, und nach dem Erkennen der wahren Katastrophe fühlten sie sich zu müde, um weiterzuziehen.“ (Embacher 1995: 103)

Österreich kümmerte sich also nicht im Geringsten um jene, die nicht aufgrund politischer Motive, sondern aus ethnischen, nationalistischen, rassentheoretischen, antisemitischen und religiösen Gründen verfolgt wurden, die aber den Großteil der Opfer des Nationalsozialismus ausmachten, da diese die österreichische Selbstdarstellung als Opfer bedrohten. Frau Dr<sup>in</sup>. Beckermann äußerte sich im Interview dazu folgendermaßen: „Man hat die Opfer, egal ob sie im KZ waren oder flüchten mussten, noch einmal erniedrigt. Man hat sie überhaupt nicht anerkannt. Das habe auch ich, als nach dem Krieg Geborene, noch sehr stark gespürt. Da gab es überhaupt kein Gefühl dafür. Im Gegenteil! Diese Aussprüche wie ‚Na denen ist es eh gut gegangen‘ waren absolut üblich.“ (Beckermann 2011)

Nachdem der „KZ-Verband“ „nur rassisch-Verfolgte“ eben nicht vertreten wollte, organisierten sich die zurückgekehrten jüdischen KZ-Überlebenden selbst. 1946 wurde das „Aktionskomitee jüdischer KZler“ gegründet, das sich später „Verband der wegen ihrer Abstammung Verfolgten“ nannte, schon zu Beginn 1.679 Mitglieder umfasste und in den „Bundesverband“ aufgenommen wurde. Die Israelitische Kultusgemeinde setzte sich inzwischen teilweise erfolgreich für eine Reform des Opferfürsorgegesetzes ein, in der auch „rassisch Verfolgte“ berücksichtigt werden sollten. (vgl. Embacher 1995: 104f) „Das [...] 1947 beschlossene und [...] in Kraft getretene neue Opferfürsorgegesetz erweiterte zwar den Kreis der Anspruchsberechtigten – auch die aufgrund von ‚Abstammung, Religion und Nationalität‘ erfolgte Verfolgung fand Berücksichtigung –, doch wies es noch immer gravierende Mängel auf.“ (Embacher 1995: 105) 1947 wurde auch der inzwischen mit den zahlreichen Betreuungskomitees für KZ-Überlebende zusammengesetzte und überparteilich organisierte „KZ-Verband“, der mittlerweile als „offizielle Interessensvertretung aller Opfer des Faschismus“ galt, „[...] mit Zustimmung der Regierungsparteien aus innenpolitischen Gründen [...]“

(Embacher 1995: 107) aufgelöst und musste kleineren politischen Verbänden weichen. (vgl. Embacher 1995: 107f)

Die gesellschaftlichen Verhältnisse, mit denen sich fast alle RückkehrerInnen konfrontiert sahen, waren im Allgemeinen alles andere als entgegenkommend. Nach Kriegsende 1945 herrschte anfänglich vermutlich eine gewisse Angst in der verbleibenden österreichischen Bevölkerung, dass die Raubzüge und Arisierungen, die Pogrome und all die anderen begangenen Verbrechen nun belangt und bestraft werden könnten. Diese Angst stellte sich als unbegründet heraus. Es formierte sich ein neuer Zusammenhalt der österreichischen Bevölkerung der, laut Beckermann, einerseits in der empfundenen „Besetzung“ der Alliierten und dem fortwährenden Antisemitismus, andererseits auch in der Angst um den während der NS-Zeit angeeigneten Besitz und die Angst vor den überlebenden und heimkehrenden Juden und Jüdinnen an sich als Zeugen und Zeuginnen der begangenen Verbrechen zu sehen ist. (vgl. Beckermann 1989: 58ff) Hier zeigt sich besonders eindrücklich der starke Kontrast im Umgang mit den Opfern des arisierten Wirtschaftssektors zu einer gewissen „kulturellen Elite“, die ja von einigen wenigen österreichischen Politikern persönlich zur Rückkehr nach Österreich aufgefordert wurde. „Die Volksgemeinschaft war sich jedenfalls rasch einig, daß die Verhältnisse, die durch die Ermordung und Vertreibung der Juden geschaffen worden waren, beibehalten werden sollten. Die Rückkehr der überlebenden Juden war unerwünscht. Sie wurde verhindert und erschwert, wo es nur ging. Das lag an dem ungebrochenen Antisemitismus der Bevölkerung, zum Teil auch an der Angst, die Juden, die in keiner Weise schuldhaft in den Nationalsozialismus verstrickt waren, könnten allzu viele Fragen stellen. Gerade die Emigranten würden sich, da ihnen die Erfahrung der Lager erspart geblieben war, lebhaft an die Ereignisse, die zu ihrer Flucht geführt hatten, erinnern.“ (Beckermann 1989: 58f) Der „neue innerösterreichische Zusammenhalt“ grenzte sich damit unbestreitbar von den jüdischen Rückkehrern ab, die, ganz im Sinne des Nationalsozialismus, nicht Teil einer „neuen“ österreichischen Gesellschaft sein sollten. Was diese Exklusion für die RückkehrerInnen bedeutete, stellt Beckermann sehr anschaulich dar: „Nicht allein kehrte der Überlebende ins Nichts zurück. In eine Stadt, wo Angehörige und Freunde fehlten und eine ganze Kultur, an der er teil gehabt, in der er gelebt hatte, zerstört war. Er kehrte auch in eine Umwelt zurück, die ihm nicht nur feindlich



gegenüberstand, sondern die mittlerweile bewiesen hatte, daß ihre Feindschaft bis zur Vernichtung reicht. Und auf die er existentiell angewiesen war wie nie zuvor. Juden wurden nach der Zerschlagung des Dritten Reiches in Österreich nicht mehr gekennzeichnet und umgebracht, man ließ sie jedoch keinen Augenblick im Zweifel, daß sie unerwünschte Fremde waren.“ (Beckermann 1989: 71)

Viele weitere Beispiele zeigen, dass die Schikanen, denen RückkehrerInnen ausgesetzt waren, keinesfalls nur bürokratischer Natur waren. Öffentliche Ausbrüche unverhohlenen Antisemitismus‘ aus Kreisen der österreichischen Mehrheitsbevölkerung scheinen eher an der Tagesordnung als eine Seltenheit gewesen zu sein. Kollektive Gewaltausbrüche gegenüber den zurückgekehrten Juden und Jüdinnen konnten durch die Präsenz und das vermehrte Eingreifen der Alliierten zwar verhindert werden, die Stimmung innerhalb der österreichischen Mehrheitsbevölkerung in den Nachkriegsjahren war jedoch eine unumstritten feindliche, die oft in verbalen Übergriffen und offenen Diskriminierungen zum Ausdruck kam. Beckermann spricht dabei sogar von einer „Pogromstimmung“ in den ersten zehn Nachkriegsjahren und beruft sich damit auf Zeugenaussagen und hunderte Berichte der amerikanischen Presse. (vgl. Beckermann 1989: 77) Die Überlebenden, die aus KZ's zurückgekehrt waren, wurden von der Bevölkerung als kriminell angesehen. „Aus Hunger und Not resultierende Plünderungen ehemaliger KZ-Häftlinge verstärkten die vorhandenen Vorurteile der österreichischen Bevölkerung.“ (Embacher 1995: 103) Die RückkehrerInnen waren systematischem Antisemitismus und gezielter Ausgrenzung ausgesetzt. Der nationalsozialistisch geprägte Antisemitismus hatte sich tief in den Köpfen der Menschen festgeschrieben. Vorurteile und Stereotype im Sinne dieser Ideologie wurden auch durch einschlägige Medienberichte zusätzlich verstärkt und reproduziert. (vgl. Beckermann 1989: 77ff)

Die Situation der RückkehrerInnen war demnach einerseits in rechtlicher, gesellschaftlicher und ökonomischer Hinsicht, andererseits in ihren Ausgangsbedingungen zur Bewältigung individueller und kollektiver Traumata – zur nicht nur physischen, sondern auch psychischen Heimkehr – äußerst problematisch und zeugt vom unermüdlichen Durchhaltevermögen derer, die freiwillig zurückkehrten und sich diesen, oft unerwarteten, Bedingungen aussetzten. Denn die Erwartungen

derer, die sich nach ihrer Rückkehr ein gerechtes, hilfsbereites oder gar schuldbewusstes und zu Reparationen bereites Österreich zu erhoffen wagten, wurden bitter enttäuscht: „Um in Wien zu leben, mußten sich die Juden auf Bedingungen einlassen, die heißen: Verdrängen der eigenen Geschichte. Die Rechnung als abgeschlossen betrachten. Bei Null anfangen. So tun, als wäre das möglich.“ (Beckermann 1989: 111)

## **2.2. Die Entwicklung des gesellschaftlichen, strukturellen und politischen Umgangs mit dem österreichischen Nationalsozialismus und seinen Folgen**

*„Aber die Revolution fand nicht statt, und unsere Wiederkehr war für die Heimat nichts als eine Verlegenheit, als schließlich die nationalsozialistische Macht von außen gebrochen wurde.“ (Améry 1966: 86)*

Im Österreich der Nachkriegszeit wurde lange Zeit sowohl von staatlicher, öffentlicher Seite als auch innerhalb der Bevölkerung nur über Leid und Erlebtes der Soldaten und der während des Krieges im Land verbliebenen, nicht von den Nationalsozialisten verfolgten Bevölkerung berichtet und erzählt. „Bombardierungen, gefallene Söhne und Ehemänner sowie Versorgungsschwierigkeiten erzeugten bei Nichtjuden das Bewußtsein selbst Opfer des Krieges und einer Katastrophe geworden zu sein; [...]“ (Embacher 1995: 103) Auch österreichische Nachkriegspolitiker, begünstigt von politischen, ökonomischen und finanziellen Interessenskonflikten der Alliierten (vgl. Knight 1988: 34ff), legten die moralische Legitimation des Nationalsozialismus nachträglich im Sinne einer „Opferrolle“ Österreichs aus, die sich so weiter in politischen und sozialen Strukturen festschrieb. Der ehemalige KZ-Häftling Hermann Langbein spricht von einer „österreichischen Lebenslüge“, die Eingang in das kollektive Bewusstsein fand und anstandslos reproduziert wurde: „Die österreichische Lebenslüge, die da lautet: ‚Wir sind 1938 besetzt worden, wir sind 1945 befreit worden, was dazwischen geschehen ist, dafür können wir nichts‘ hat ihre Kraft erschreckend deutlich bewiesen. Sie wurde die ganzen Jahre hindurch mit Fleiß von Politikern aufgebaut. Und nur zu gern spricht man sie nach.“ (Langbein 1987: 13) Über Ziel und Auswirkung dieser Legitimationsversuche gibt Robert Knight

unmissverständlich Auskunft: „In einer ‚Post-Holocaust-Gesellschaft‘ wie der Nachkriegsösterreichs war es wohl unvermeidbar, daß diese Legitimationsbestrebungen den Versuch beinhalteten, das Opfer der österreichischen Bevölkerung auf eine Ebene mit dem der Juden zu bringen. Dadurch entstand fast zwangsläufig eine Bagatellisierung des Holocausts. [...] Von allem Anfang an aber diente die Behandlung der ‚Nazifrage‘ als trivialisierendes und verharmlosendes Gegenstück zur ‚Judenfrage‘.“ (Knight 1988: 58) Diese narrative Strategie wird von Vansant klar benannt, sie wurde über lange Zeit immer wieder bestätigt, weiter getragen und gefestigt, um den österreichischen Opfer-Mythos aufrecht zu erhalten (vgl. Vansant 2001: 59): „Although sometimes contradictory, public and private discourses concerning these years nonetheless complementary construct an Austrian ‚in-group‘, with those truly persecuted as the ‚out-group‘. Propelled by the claim of victimhood, the non-Jewish Austrian ‘storytellers’ assume the rhetorical stances of participant, eye-witness, historian and at times defense-lawyer to legitimize Austria’s victim status.” (Vansant 2001: 60) Sie nennt mehrere narrative Strategien, die dem selbsternannten österreichische Opferstatus entsprachen und weiter Vorschub leisteten und orientiert sich dabei an der Arbeit der Sprachwissenschaftlerin Ruth Wodak über rhetorische Strategien zur Waldheimzeit, die die Konstruktion einer österreichischen Opfermentalität beziehungsweise die Bildung eines österreichischen opferzentrierten „Wir“ unter Ausschluss der wahren Opfer des Nationalsozialismus aufzeigte: „Arguing from a narrow ‘we’ perspective that excludes the others, the ‘in-group’ narrator shifts the guilt to another person or group. Other tactics include displacing the victim with the perpetrator, playing up one’s own suffering, and playing down or relativizing Jewish suffering.” (Wodak at al. zit. nach Vansant 2001: 60f) Ziel und Auswirkung solcher Strategien seien demnach folgende: “They uphold their victim status by decontextualizing the past, presenting Austrians as pawns of history, and constructing tenuous continuities between the past and the present. With their defensive rhetorical strategies, they seek to silence criticism, disallow probing questions and avoid discussion of degrees of complicity. In both, public and private discourse, Austrians have coped with the past by ‘externalizing’ it [...]” (Vansant 2001: 61)

Die Sichtweise vieler ÖsterreicherInnen sowie auch der österreichischen Nachkriegspolitik, in der Deutsche vornehmlich als TäterInnen charakterisiert werden,

Juden und Jüdinnen als „NestbeschmutzerInnen“ (durch die nicht-anerkannte Schuld, die die Shoah den ÖsterreicherInnen aufbürdet), denen zwar eine Art „Opferstatus“ zugesprochen wird, der allerdings vielmehr auf Österreich als gesamte Nation – insbesondere auf ÖsterreicherInnen nichtjüdischer Herkunft - umgemünzt wird, ist als solche narrative Strategie zu erkennen und charakteristisch für Österreichs mehrheitlichen Umgang mit seiner Vergangenheit, der seinerseits bis Ende der 1980er Jahre eher selten in Frage gestellt wurde. Die Auseinandersetzung nach 1945 mit der nationalsozialistischen „Vergangenheit“ blieb für Österreich durch diese Strategien Sache der Deutschen und Sache der Juden und Jüdinnen. Selbst sah man sich als unbeteiligtes Opfer einer in Deutschland verwurzelten Politik – als Opfer eines von niemandem je gewollten Krieges. (vgl. Beckermann 1989: 9ff; Vansant 2001: 62)

„Durch eine Uminterpretation des ‚Anschluß‘ (1938) als ‚Vergewaltigung‘ gelang es [...], die Österreicher selbst in einer Opferrolle zu präsentieren und alle Schuld getrost den Deutschen zu überlassen.“ (Bunzl 1987: 104) Der österreichische Nationalsozialismus ist allerdings rückblickend klar „[...] aus der Geschichte und Tradition des Landes gewachsen.“ (Beckermann 1989: 20) Trotzdem, oder gerade deshalb, wurde die Auseinandersetzung mit der Aufarbeitung der NS-Zeit so wie auch die Rolle der Täter in Österreich „den Deutschen“ überlassen. (vgl. Beckermann 1989: 23ff; Marin in Bunzl/Marin 1983: 201; Bunzl 1987: 104)

Vansant stellt in ihrer Arbeit fest, dass der Umgang mit der österreichischen Mehrheitsbevölkerung für zurückgekehrte Juden und Jüdinnen dementsprechend schwierig war. Es wurde über das eigene Leid, die Kriegserfahrungen und die „Besetzung“ lamentiert, nicht nach Leid oder Verbleib „der Anderen“ gefragt, worin sich eben die narrative und emotionale Strategie erkennen lässt, die es den Menschen ermöglichte, ohne Schuldgefühle, Gewissen oder moralischen Zwiespalt vom Nationalsozialismus in die „Normalität“ zurückzukehren. Man kann diesbezüglich natürlich keinesfalls undifferenziert über alle unter dem Nationalsozialismus nicht-verfolgten ÖsterreicherInnen urteilen und es steht außer Frage, dass auch diese Seite der Bevölkerung von den Geschehnissen während des zweiten Weltkrieges traumatisiert wurde. Man kann aber, egal wie man es drehen und wenden mag, nicht vergessen darauf hinzuweisen, auf welcher Seite ein Großteil der Bevölkerung 1938 selbstbestimmt gestanden hatte.

In Österreich setzte also nach 1945 eine Art *bewusster* Verdrängungsmechanismus ein, den Ruth Beckermann in ihrer Arbeit ebenso wie Jaqueline Vansant behandelt, anhand von Beispielen erläutert und als „Irrealisierung“<sup>8</sup> bezeichnet:

„Irrealisieren bedeutet, unmoralische Handlungsweisen durch die Ausnahmesituation des Krieges zu rechtfertigen und so – wie bei Nichtbeganenem – die Notwendigkeit der Konsequenz zu verleugnen.“ (Beckermann 1989: 28) Österreichs Gesellschaft zelebrierte, reproduzierte und verinnerlichte nach 1945 auf allen Ebenen seine selbsternannte Opferrolle und versuchte über den Weg der Politik und der Medien, diese auf möglichst allen Ebenen weiter zu verankern und zu verinnerlichen: „Das Kräfteverhältnis verschob sich immer mehr zugunsten der ehemaligen Nationalsozialisten. Kaum war der Staatsvertrag unterzeichnet, begannen die Vorbereitungen zur großen NS-Amnestie, die 1959 trotz weltweiter Empörung erlassen wurde.“ (vgl. Beckermann 1989: 93) Sogar der freiwillige und viel bejubelte Anschluss am 11. März 1938 wurde rückblickend als Akt des „Zwanges“ und der „Besetzung“ durch Deutschland dargestellt, während gleichzeitig der österreichische Widerstand überdimensional in Szene gesetzt wurde. (vgl. Beckermann 1989: 35ff) Doch der Anteil Österreichs an den nationalsozialistischen Verbrechen kann heute, 2012, rational – dank der Dokumentations- und Erinnerungsarbeit vieler Beteiligten – nicht mehr geleugnet werden. „Unumstritten ist [...] der auffällige Unterschied zwischen dem massiven Antisemitismus in Österreich vor und während der NS-Herrschaft und seinem latenten Fortbestand auch in der Nachkriegszeit und der ebenso massiven Ablehnung seiner damaligen Konsequenzen, schon gar einer Verantwortung dafür.“ (Marin in Bunzl/Marin 1983: 201) Österreich, und damit inbegriffen zahlreiche ÖsterreicherInnen, war bei weitem nicht unbeteiligt oder Opfer, wie unzählige historische Beispiele belegen – im Gegenteil. „Die Beteiligung von Österreichern an der Massenvernichtung war sogar überproportional. (Bunzl 1987: 105) So wurden die Österreicher sprichwörtlich immer wieder im Vergleich zu Deutschland als „die schlechteren Nazis“ aber die „besseren Antisemiten“ bezeichnet.

In ihrer Analyse des nationalsozialistischen Wiens kommt Beckermann neben der Betonung des schon lange vorherrschenden Antisemitismus‘ in Österreich zu dem

---

<sup>8</sup> Vgl. dazu auch Bunzl in Bunzl/Marin 1983: 204f

naheliegenden Schluss, „[...] daß für die Wiener die Bereicherung an den Juden ein wesentliches Element ihrer Zustimmung zum Nationalsozialismus war, die immer wieder animiert werden wollte.“ (Beckermann 1989: 58) Auch John Bunzl geht mehrmals auf die ökonomische Komponente antisemitischer Politik und antisemitischen Handelns in der Vor- und Nachkriegszeit ein. (vgl. Bunzl in Bunzl/Marin 1983: 60) Nach dem Anschluss brach in Wien eine Welle der Gewalt und der Demütigungen über die ungefähr 138.000 Juden und Jüdinnen herein, die dort lebten. (vgl. Beckermann 1989: 49ff) „Die spontanen antisemitischen Aktionen der Österreicher dienten in einem bestimmten Stadium der Judenverfolgung als Katalysator für eine entsprechende Gesetzgebung. Vergleichbare diskriminierende Maßnahmen setzten nicht nur früher ein als in Deutschland, sie konnten sich auch auf eine breitere Zustimmung in der nichtjüdischen Bevölkerung stützen.“ (Beckermann 1989: 53f) Wohnungen – allein in Wien ungefähr 70.000 (!) – und Betriebe, die in jüdischem Besitz waren, wurden vor und nach der „Legalisierung“ des Vorgehens zwangsarisiert – viele auf diese Weise gestohlenen Güter wurden später an österreichische Kriegsgeschädigte verkauft. So wurden die österreichischen Juden und Jüdinnen innerhalb kürzester Zeit vollkommen aus dem Wirtschaftssektor eliminiert und durch Arisierung, Ghettoisierung und später Deportation vom Wohnungsmarkt verdrängt. (vgl. Beckermann 1989: 51ff; Bunzl in Bunzl/Marin 1983: 60) Zwei Jahre nach Kriegsende, 1948, schlossen sich die ehemaligen Ariseure, die unmittelbar von den Rückforderungen betroffen waren, im „Verband der Rückstellungsbetroffenen“ zusammen, kritisierten die Rückstellungsgesetze und stellten die Arisierungen als einvernehmliche und faire Kaufgeschäfte dar, durch die sie den betroffenen Juden und Jüdinnen finanziell zur Flucht verholfen hatten. (vgl. Beckermann 1989: 91f) „Anscheinend gelang es diesen Kritikern der Rückstellungsgesetze weitgehend, den politischen Diskurs in ihrem Sinne zu bestimmen.“ (Knight 1988: 51) Damit zeigt sich deutlich, wie opportunistisch der bereits vorhandene Antisemitismus in Verbindung mit bereitgestellten Ideologien und einem autoritären, bürokratisierten System, das es erlaubte, die gefühlte Verantwortung des/der einzelnen zu minimieren, korrelierte und von der österreichischen Bevölkerung zur eigenen Bereicherung genutzt wurde.

Nach 1945 wurde somit durch die Anonymisierung der Gewalt gegen Juden und Jüdinnen in Österreich, die Selbstdarstellung als Opfer und die von Beckermann

charakterisierte damit verbundene „Irrealisierung“ intendiert, die eigene Schuld zu ignorieren und während des Nationalsozialismus erworbene Macht- und Besitzverhältnisse aufrecht zu erhalten. Beckermann stellt sogar fest, dass die von ihr bezeichnete „Irrealisierung“ bis in die 1980er Jahre eine der gängigsten Formen in Österreich war, mit der nationalsozialistischen Vergangenheit umzugehen (vgl. Beckermann 1989: 30): „Die Irrealisierung des Dazwischen hat sich mit dem zeitlichen Abstand nicht verringert. Sie hat sich im Gegenteil zu einem kulturellen Charakteristikum entwickelt, zu einer Einstellung, die sich auf Österreich als alte Kulturnation ebenso beruft wie auf seine Leistungen nach 1945.“ (Beckermann 1989: 28) Diese „Irrealisierung“ der NS-Zeit konnte sich laut Beckermann bis in Folgegenerationen in Form von „Mythenbildung“ fortsetzen und mündete in der Verabsolutierung von „Gut“ und „Böse“ – einem „Charakteristikum des Nationalsozialismus selbst“, wodurch alle Bereiche der Beteiligung am System, die jenseits dieser beiden Kategorien liegen, zu einem Graubereich der nebensächlichen, ja nahezu negierten Partizipation wurden. (vgl. Beckermann 1989: 28f) Unbestreitbar bleibt aber zusammenfassend, dass, egal wie viel Zeit inzwischen vergangen ist und egal, welches Geschichtsbild danach auch immer gezeichnet wurde, die österreichische Bevölkerung definitiv an der Shoah beteiligt war, wie Ruth Beckermann drastisch und treffend formuliert: „Mit welchem Hut und in welchem Dialekt auch immer, während des *Dritten Reichs* waren alle Österreicher, die in der Maschinerie des Systems funktionierten – ob gezwungen oder begeistert, ob sie wußten oder nicht –, objektiv an der Vernichtung der Juden beteiligt.“ (Beckermann 1989: 26)

Im Bewusstsein der österreichischen Nachkriegsbevölkerung wurde die Tatsache der Mitschuld am Nationalsozialismus und seinen Verbrechen zusammenfassend verdrängt, „externalisiert“, „tabuisiert“ und „irrealisiert“ - es kam zu einer „Schuldumkehr“ und es herrschte im Allgemeinen ein Mangel an „Schuldeinsicht“ und „Unrechtsbewusstsein“. (Marin in Bunzl/Marin: 197ff)

Weitere wichtige Aspekte, die „das Leben danach“ in Österreich prägten, war die Rückkehr zur „Normalität“, die Rückkehr zu vormals gekannten, moralischen Werten und Systemen sowie die Betonung der Liebe zum „Vaterland“: „Österreichischer Patriotismus“ und seine Symbole erlangten nach 1945 einen überraschend

bedeutsamen Stellenwert in der österreichischen Gesellschaft. Die plötzliche gesellschaftlich-öffentliche und moralische Abkehr vom Nationalsozialismus, die kaum mit einem Umdenken, sondern eher mit einem opportunistischen Austausch verschiedener Symbole einherging, kann nicht als Auseinandersetzung oder Aufarbeitung des Nationalsozialismus in Österreich gesehen werden. (vgl. Beckermann 1989: 22ff) Gerade diese radikalen moralischen Wenden, die die ÖsterreicherInnen 1938 und während des Nationalsozialismus sowie ein weiteres Mal nach 1945 vollzogen, werden von ÖsterreicherInnen selbst bis heute kaum thematisiert. Hannah Arendt beschäftigte sich in ihrem Werk „Über das Böse. Eine Vorlesung zu Fragen der Ethik.“ (2006 [2003]) unter anderem mit dieser Thematik und sieht die wiederholte (!) moralische „Umkehr“ einer Gesellschaft als einen wesentlichen Teil an den nationalsozialistischen Verbrechen an, die im Namen des Gehorsams, unter dem Deckmantel einer neuen „Moral“ begangen wurden. Ich möchte hier mit einem sehr passenden Auszug aus ihren Überlegungen zu diesem Thema anschließen möchte, der zum Nachdenken anregen soll: „Im Zuge [...] der allgemeinen moralischen Verurteilung der Nazi-Verbrechen wird fast immer übersehen, daß das, was moralisch wirklich zur Debatte steht, nicht beim Verhalten von Nazis, sondern bei denjenigen auftrat, die sich nur ‚gleichschalteten‘ und nicht aus Überzeugung handelten. [...] Die Moral zerbrach und wurde zu einem bloßen Kanon von ‚mores‘ – von Manieren, Sitten, Konventionen, die man beliebig ändern kann – nicht bei den Kriminellen, sondern bei den gewöhnlichen Leuten, die sich, solange moralische Normen gesellschaftlich anerkannt waren, niemals hatten träumen lassen, daß sie an dem, was sie zu glauben gelehrt worden waren, hätten zweifeln können.“ (Arendt 2006 [2003]: 16f) Hier leitet Arendt ebenfalls weiter in den Bezug zur Gegenwart, der uns alle – als gesellschaftliches Kollektiv – zum Nachdenken anregen sollte: „Wir müssen nämlich sagen, daß wir nicht einmal, sondern zweimal den totalen Zusammenbruch einer ‚moralischen‘ Ordnung erlebt haben, und diese plötzliche Rückkehr zur ‚Normalität‘ kann, entgegen dem, was so oft selbstgefällig angenommen wird, unsere Zweifel nur verstärken.“ (Arendt 2006 [2003]: 17)



*Weitere wichtige Eckpunkte in Österreichs politischem und gesellschaftlichem Umgang mit der NS-Zeit*

Nach 1945 wurde die Entnazifizierung erst von den Alliierten in Angriff genommen. Anfänglich vor allem in Westösterreich, wo sich die Entnazifizierungspolitik der Westmächte in zahlreichen Entlassungen ehemaliger NSDAP-Mitglieder niederschlug. Im Oktober 1945 wurde das „alliierte Entnazifizierungsbüro“ eingerichtet, das somit institutionell in den Vorgang eingriff und bereits 1946 Beschwerden über die „Langsamkeit des österreichischen Vorgehens“ formulierte. Aufgrund dieser Beschwerden wurde ein ministerielles Untersuchungskomitee eingesetzt, das das Voranschreiten der Entnazifizierung, insbesondere in hohen Beamtenrängen, erzwingen sollte. Aufgrund unterschiedlicher politischer und ökonomischer Interessen der westlichen und sowjetischen Alliierten wurde die Entnazifizierung Österreichs bald wieder als zweitrangig angesehen. (vgl. Knight 1988: 27ff) Österreichische PolitikerInnen dachten eher darüber nach, wie man die Nazis wieder in das System integrieren könne. (vgl. Knight 1988) In der SPÖ wurden, wie Simon Wiesenthal nachwies, sogar hohe politische Positionen mit „ehemaligen“ Nationalsozialisten besetzt. (vgl. Embacher 1995: 253) Bereits 1949 wurden die 500.000 registrierten „ehemaligen“ Nationalsozialisten wieder zu den Wahlen zugelassen, wobei insbesondere SPÖ und ÖVP um die Stimmen der Nazis buhlten, wodurch es wiederum zu einer „Aufwertung“ ideologischer Fragmente des Nationalsozialismus kam. Politisch gesehen kann man dementsprechend resümieren, dass nicht angemessen auf fortbestehendes nationalsozialistisches Potenzial in Österreich reagiert wurde (vgl. Bunzl/Marin 1983: 66, 183)

„Ende der 40er Jahre wurden die Grenzen der ‚Bewältigung der Vergangenheit‘ offenbar. Die Justiz begann die Verfolgung ehemaliger und neuer Faschisten zurückzuschrauben.“ (Bunzl in Bunzl/Marin 1983:67) Nach Abschaffung der Volksgerichte, vor die NS-VerbrecherInnen von 1945 bis 1955 gestellt wurden, unter deren Rechtsspruch mehrere tausend Menschen verurteilt wurden – wenn auch Schwere und Strafmaß eher abnahmen – stagnierte die strafrechtliche Verfolgung von nationalsozialistischen Verbrechen unter der Verantwortung der im Folgenden eingeführten Geschworenengerichte. Von den wenigen NS-VerbrecherInnen die in

Österreich vor Geschworenengerichte gestellt wurden, wurden viele freigesprochen, was unter anderem daran lag, dass viele der Geschworenen selbst „ehemalige“ Nationalsozialisten waren. Die Prozesse waren von antisemitischen Zwischenfällen geprägt – Gelächter, beleidigende Zwischenrufe und Beifall für die Verteidigung waren keine Seltenheit. (vgl. Embacher 1995: 251f) Bunzl weist dabei auf die Widersprüchlichkeit zwischen dem Abhalten der Prozesse an sich und der Art und Weise ihrer Durchführung bzw. der Einstellung der Bevölkerung zu diesen Prozessen hin: „Die Strafverfolgung von Kriegsverbrechern durch die Gerichtsbarkeit bzw. der Vollzug der gefällteten Urteile stieß mit der Zeit auf wachsenden oder lautstärkeren Widerstand in der österreichischen Bevölkerung, die sich paradoxerweise gerade durch die Abhaltung der Kriegsverbrecherprozesse von aller ‚Schuld‘ sozusagen ‚freigesprochen‘ und zu dieser merkwürdigen ‚Solidarität‘ berechtigt fühlte.“ (Marin in Bunzl/Marin 1983: 202) „In den sechziger Jahren wurden die noch ausstehenden Verfahren dann endgültig eingestellt. Unter anderem wurden jene zwei SS-Ingenieure freigesprochen, die die Gaskammern von Auschwitz nicht nur gebaut, sondern auch repariert hatten. Nachdem 1972 in Wien zwei Auschwitzprozesse mit Freisprüchen endeten, hat sich die Justiz mit Auschwitz nicht mehr befasst.“ (Embacher 1995: 253; vgl. auch Langbein 1987: 10) Dies ist nicht weiter verwunderlich, wenn man einen Blick auf eine kleine von Bunzl zusammengestellte Chronologie markanter politischer und politisch oder auch rein antisemitisch motivierter antisemitischer Vorfälle und Handlungen in Österreich vom Ende der 1950er Jahre bis 1966 und das gesellschaftliche Klima, das diese zeichnen, wirft. (siehe Bunzl in Bunzl/Marin 1983: 67ff) Auch verschiedene dezidiert oder unterschwellig rechte Medien, darunter die (nach wie vor) auflagenstärkste Zeitung Österreichs, die „Kronen Zeitung“, fielen immer wieder durch antisemitische und latent pro-nationalsozialistische Aussagen, Berichte und Artikel auf. (vgl. Bunzl in Bunzl/Marin 1983: 67; Marin in Bunzl/Marin 1983: 91ff, 208f)

In den späten 1970er Jahren war langsam ein Anstieg von kritischem Interesse der Mehrheitsbevölkerung an der Rolle, die Österreich im Nationalsozialismus gespielt hatte, zu bemerken und damit auch ein verhältnismäßig zaghaftes Interesse an den Lebens- und Leidensgeschichten ehemaliger KZ-InsassInnen und ExilantInnen. (vgl. Vansant 2001: 27f) Doch gewisse innerösterreichische Probleme blieben durch

mangelnde Entnazifizierung, fortbestehenden Antisemitismus, den politischen, gesellschaftlichen Umgang mit der NS-Vergangenheit und andere Faktoren latent erhalten. Bunzl sieht die Gründe für diese innenpolitischen und gesellschaftlichen Entwicklungen Österreichs nach 1945 in folgenden Indikatoren: „[...] Wiederherstellung des traditionellen politischen Systems [...], Halbheiten bei der ‚Bewältigung der Vergangenheit‘, Restauration bürgerlicher Herrschaftsverhältnisse.“ (Bunzl in Bunzl/Marin 1983: 62)

In den 1970er und 1980er Jahren, selbst unter dem jüdischen Exilanten und Rückkehrer Bruno Kreisky, der 1970 mehrere ehemalige Nationalsozialisten zu Ministern ernannte, wurde die österreichische NS-Vergangenheit weiterhin ignoriert, verharmlost, falsch und verzerrt dargestellt und für in dieser Zeit begangene Verbrechen und Ungerechtigkeiten, darunter die Shoah, wurde keine Verantwortung übernommen. (vgl. Vansant 2001: 29f; Embacher 1995: 253) Auch Kreiskys andauernde Auseinandersetzungen mit Simon Wiesenthal, der unermüdlich vergessene Vergehen ans Tageslicht beförderte und die Öffentlichkeit mit diesen konfrontierte, zeugen von diesem Umgang mit der österreichischen Vergangenheit unter Kreisky. (vgl. Bunzl 1987: 110ff) Dazu Vansant: “Kreisky’s appointment of four former Nazi Party members to his cabinet in 1975, including a former member of the Waffen-SS whose unit had been involved in civilian murder and his subsequent ad hominem attacks on Simon Wiesenthal during the controversy that followed, made it clear that Austria had not begun to deal honestly with the past. The reception of convicted war criminal Walter Reder by the minister of defense, Friedhelm Friedenschlager, on the occasion of Reder’s return to Austria and after being released from an Italian prison (1985) were further reminders that many in Austria had not distanced themselves from the Nazi past.” (Vansant 2001: 29)

Der Wahlkampf um die Bundespräsidentschaft 1986 brachte den österreichischen Antisemitismus erneut zum Vorschein. Viele Juden und Jüdinnen fühlten sich durch die folgende sogenannte „Waldheim-Affäre“ und ihre antisemitischen „Begleiterscheinungen“ desillusioniert – manche dachten sogar an Emigration. (vgl. Embacher 1995: 258) In den Versuchen, sich nach dem Auftauchen eindeutiger Dokumente aus seiner Vergangenheit zu rechtfertigen, sprach Waldheim aus, was sich

wohl tausende ÖsterreicherInnen als interne und externe Strategie zurechtgelegt hatten: Ich habe von nichts gewusst, ich habe nur Befehle befolgt, meine Pflicht getan, gehorcht und zudem hatten wohl beide Seiten Opfer zu beklagen. (vgl. Bunzl 1987: 106; vgl. Langbein 1987: 13) Die Waldheim-Affäre polarisierte, kritische Stimmen im Inland wurden laut und das allgemeine kritische Bewusstsein wuchs und fand in ihr einen Antrieb.

Auch wenn die „Waldheim-Affäre“ drastisch die mangelnde Entnazifizierung und Aufarbeitung des Nationalsozialismus vorführte und zeigte, wie wenig Unrechtsbewusstsein in Österreich vorhanden war, hatte sie genau dadurch auch gewisse Auswirkungen auf Österreichs Opferselbstverständnis, an dem durch das wachsende kritische Bewusstsein mehr und mehr gerüttelt wurde, bestätigt etwa Vansant auch in den 1990er Jahren noch kontinuierlichen Antisemitismus und Rassismus in Österreich und spielt damit u.a. auf parteipolitische Inhalte, fremdenfeindliche, hetzerische Rhetorik und den stimmenstarken Aufstieg der FPÖ sowie die zahlreichen verbalen Entgleisungen Jörg Haider's an.

Weiters bemerkt Vansant, dass das politische und gesellschaftliche Klima in Österreich nach 1945, auch durch unterschiedliche andere Faktoren beeinflusst, zum langjährigen Schweigen der jüdischen RückkehrerInnen beitrug. Erst gegen Ende der 1980er und in den 1990ern begann das Schweigen gegenüber einer breiteren, oft ignoranten, aber mittlerweile doch auch immer mehr interessierten und kritischen Öffentlichkeit langsam aufzubrechen. (vgl. Vansant 2001: 30ff)

Österreichs angeschlagene Opferrolle wurde Ende der 1980er und in den 1990ern mehr und mehr hinterfragt: „Allmählich mussten auch führende Politiker und Vertreter der katholischen Kirche Österreichs Mithäterrolle zur Kenntnis nehmen.“ (Embacher 1995: 260) So sprach Kardinal König 1986 erstmals offen von einer Mitschuld der katholischen Kirche am Nationalsozialismus. (vgl. Embacher 1995: 260f)

Mit dem damaligen Bundeskanzler Franz Vranitzky äußerte sich 1991 erstmals ein hohes österreichisches Regierungsmitglied öffentlich und international beachtet zur Mitverantwortung Österreichs am Nationalsozialismus. Auch diplomatische Kontakte mit Israel wurden 1991, nachdem sie aufgrund von Waldheims Präsidentschaft

eingefroren worden waren, wieder aufgenommen. Im Weiteren wurden die „hervorragenden“ diplomatischen Beziehungen mit Israel oft gelobt und es wurde immer wieder öffentlich betont, dass Juden und Jüdinnen sich in Österreich nun wieder sehr wohl fühlen würden – wehe denen, die diesem Pauschalurteil nicht zustimmten oder entsprachen. (vgl. Embacher 1995: 260ff)

1987 schrieb John Bunzl Folgendes: „An sich begrüßenswerte Initiativen von offiziellen Stellen gegen Antisemitismus, zur Würdigung jüdischer Geschichte oder der Geschichte von Juden, haben den Eindruck grundlegender Wandlung erweckt und viele – auch Juden – bewogen, ihren Frieden mit dem Bestehenden zu machen. Dieser Eindruck wird jedoch regelmäßig durch Affären, Krisen und Konflikte durchkreuzt, in denen all das ‚hochkommt‘, das eben noch ‚da‘ ist und durch kosmetische Operationen nicht erfaßt [sic] wurde.“ (Bunzl 1987: 123)

Ich denke, dass dieses Statement leider immer noch bis zu einem gewissen Grad auf Österreich zutrifft. Zahlreiche „Zwischenfälle“ und politische Positionierungen in den letzten Jahren haben dies gezeigt. An Beispielen mangelt es nicht. Sie reichen von verbalen Entgleisungen bis zur Tatsache, dass rechte und ultrarechte Burschenschaften und ihre Anhänger – darunter immer wieder bekannte Neonazis – und politische „Gönner“ unter dem Dachverband „Wiener Korporationsring“, kurz WKR, unter massivem Polizeiaufgebot und unter ebenso massiver Kritik der Israelitischen Kultusgemeinde u. A. auch am 8. Mai 2011, zum 66. Jahrestag der Kapitulation des „Dritten Reiches“, ein „Totengedenken“ für die im zweiten Weltkrieg gefallenen österreichischen Soldaten am Wiener Heldenplatz abhalten durften. Dieses Beispiel zeigt neben vielen anderen, die in diesem Rahmen nicht alle Erwähnung finden können, wie verhältnismäßig wenig die österreichische Politik den Restbeständen und Nachwirkungen des Nationalsozialismus und seiner Ideologie im Grunde entgegenzusetzen weiß – vieles davon ist vermutlich auf den langjährig verlogenen und heute noch zum Teil ambivalenten Umgang Österreichs mit seiner Vergangenheit zurückzuführen. Obwohl die Definition einer Opferrolle Österreichs nicht mehr wirklich Bestand hat und sich viele Organisationen, Institutionen und Privatpersonen für eine adäquate Erinnerung und Darstellung des österreichischen Nationalsozialismus, seinen „Opfern“ und der österreichischen Mitschuld an den begangenen Verbrechen einsetzen, ist dennoch erkennbar, dass bis heute in Politik und

Gesellschaft zum Teil noch eine gewisse Opfer-Täter Umkehr bezüglich der überaus aktiven Rolle und Beteiligung der ÖsterreicherInnen am Nationalsozialismus aufrecht erhalten wird. So kam dies etwa auch im Jänner 2012 zum Ausdruck, als der WKR wie jedes Jahr in der Wiener Hofburg eine Ballveranstaltung für rechte bis rechtsextreme Burschenschaften und andere geladene Vertreter desselben Milieus aus ganz Europa abhielt. Gegendemonstrationen wurden in den letzten Jahren immer wieder staatlich verboten. Am 27.01.2012, dem Tag der Auschwitz-Befreiung, ging der Ball in besagtem Jahr zum letzten Mal in der Hofburg von statten – begleitet von mehreren, erstmals wieder legalen Gegendemonstrationen. Der österreichische Spitzenpolitiker H. C. Strache (FPÖ), verglich in diesem Zusammenhang die Demonstrationen mit der „Reichskristallnacht“ und bezeichnete sich und seine Gesinnungsgenossen als die „neuen Juden.“ (Der Standard 2012) Ich denke, dass diese Aussage, getätigt vom Bundesvorsitzenden der FPÖ, einer Partei, die mittlerweile in Österreich wieder durchaus politische Erfolge erzielen kann, für sich spricht und demnach nicht weiter kommentiert werden muss. Nur soviel: die Aussagen hatten keine nennenswerten politischen Konsequenzen, unter denen etwa ein Rücktritt verstanden werden kann, für den besagten Politiker.

Die jüdische Autorin und Dokumentarfilmerin Dr<sup>in</sup>. Ruth Beckermann kommt im Interview zu dem Schluss, dass es im Umgang Österreichs mit seiner Nationalsozialistischen Vergangenheit noch immer Nachholbedarf gibt. Waren die Waldheim-Affäre und die Vranitzky-Rede zur Mitschuld Österreichs an den Verbrechen des Nationalsozialismus zwar wichtige Einschnitte und ist auch das Tabu einer österreichischen Mitschuld weitgehend aufgebrochen, so gibt es dennoch auch heute noch keinen staatlichen Feiertag, der diese Ansicht untermauert, wie Beckermann am Beispiel des 8. Mai, dem Tag der Nazikapitulation, aufzeigt – einem Tag, der in Frankreich und vielen anderen Ländern als staatlicher Feiertag begangen wird, nicht aber in Österreich, obwohl dieser Tag die Entstehung der zweiten Republik überhaupt erst ermöglichte. (vgl. Beckermann 2012) „Das dem nicht so ist, ist auch typisch für den Umgang. Man will noch immer nicht sehen, dass das die Befreiung war.“ (Beckermann 2012) Auch die jüdische Filmemacherin Elizabeth T. Spira sieht die österreichische NS-Vergangenheit als ungenügend verarbeitet: „Es ist alles sehr unaufgearbeitet, in Österreich. Unter den Teppich gekehrt. Wenn es dann anfängt sehr

zu stinken, ruft man nach einer Putzfrau. Aber es ist eine österreichische Angelegenheit.“ (Spira 2011) Aufarbeitung, da sind sich beide Expertinnen einig, bezieht sich längst nicht mehr in relevanter Form auf ehemals betroffene Generationen. (vgl. Beckermann 2011; Spira 2011) Aufarbeitung muss heute in der Bildung passieren, wobei laut Dr<sup>in</sup>. Ruth Beckermann der Fokus nicht auf historischen Tatsachen sondern mehr auf dem Weg, der dahin geführt hat, liegen sollte: „Ich glaube, für Ihre Generation und auch für die nächsten Generationen ist es wichtig, daraus etwas für heute zu lernen und nicht jedes historische Detail zu kennen. Die Grundprinzipien zu lernen. Und da glaube ich, dass es wichtiger ist, dass es das Wichtigste wäre, in Schulen etc. zu lernen, wie eine totalitäre Gesellschaft entsteht. Wie sind die Anfänge? Ich finde es ganz falsch, wenn man immer von Auschwitz spricht, weil Auschwitz die Ausnahme und das Extrem ist. Aber dass man einmal beginnt, Leute zu markieren – rein sprachlich, dann mit Sternen oder anderen Zeichen, dass man Paragraphen einführt, durch die man Leute einfach beschuldigen kann ohne Beweise zu haben und so weiter – das sind die Anfänge und die sind das Gefährliche.“ (Beckermann 2011)

Adorno hat abschließend wohl recht, wenn er meint: „Aufgearbeitet wäre die Vergangenheit erst dann, wenn die Ursachen des vergangenen beseitigt wären.“ (Adorno zit. nach Marin in Bunzl/Marin 1983: 221)

### **2.3. Die Auswirkungen des österreichischen Umgangs mit dem Nationalsozialismus auf die RückkehrerInnen**

*„Und sie wurden vertrieben. Nicht bloß aus der geliebten Landschaft. Nicht nur aus der Heimat, auch aus dem Heimatgefühl. [...] Nun, alles kann gesetzlich geregelt werden, nur die Erinnerung nicht. Für alles können Entschädigungen gefordert und gewährt werden, für Schande, Ekel, Abscheu und Überdruß. Alles kann gewährleistet werden, doch das tiefere unbewußte Gefühl der Sicherheit nicht.“*

*(Ludwig Ullmann zit. nach DÖW 1995: 702)*

Die Konsequenzen des Nationalsozialismus waren gravierend für seine Opfer. Doch die zum Feindbild stilisierten Menschen hatten nicht nur direkt erkenntliche negative

Folgen wie massive Diskriminierung, Enteignung, Vertreibung, Entmenschlichung, Folter und Ermordung zu tragen, die noch während des Nationalsozialismus 1938-1945 in Erscheinung traten, sondern hatten auch nach dem Niedergang des Regimes mit physischen und psychischen Problemen zu kämpfen. Viele jüdische Überlebende hatten Probleme, ihr Überleben in Relation zur unfassbaren Anzahl der Ermordeten, getöteten Familienmitglieder, Freunden, Verwandten, Bekannten, zu realisieren und anzunehmen oder versuchten, einen „Sinn“ in ihrem Überleben zu finden, was oft in einer Art gefühlter „Überlebensschuld“ mündete. (vgl. Embacher 1995: 113) KZ-RückkehrerInnen litten nach ihrer Befreiung oft Zeit ihres Lebens unter dem sogenannten „KZ-Syndrom“ (vgl. Bunzl 1987:73f), unter Selbstvorwürfen und Depressionen (vgl. Embacher 1995: 103). Für die KZ-RückkehrerInnen bedeutete die KZ-Erfahrung oftmals den Verlust des Grundvertrauens: „Was bei vielen zurückblieb, war ein ständiges Gefühl von Mißtrauen und die Angst vor den Menschen.“ (Embacher 1995: 102; vgl. auch Améry 1966:70) Die Ängste, die der Verlust des Grundvertrauens auslöste, blieben oft bestehen und waren von Mensch zu Mensch unterschiedlich und erfahrungsabhängig. Erinnerungen wurden dabei anscheinend an Dinge, aber auch an materiellen oder geografischen Raum geknüpft. Durch Auslöser und Träger traumatischer Erinnerungen konnte beispielsweise daraus eine Angst vor Uniformen, Ärzten etc. resultieren. (vgl. Embacher 1995: 102f) Diese Auslöser konnten eventuell mit der Zeit aber auch in positive Symbole umgewandelt werden. So erzählt etwa die Überlebende Mali Fritz: „[...] daß ich nach meiner Heimkehr beim Anblick eines Kaminschlotes einfach umgekippt bin. Nach und nach verblasste das alarmierende Symbol Kamin und wurde zum Zeichen des Wiederaufbaues und wenn er rauchte, dann war's nur gut.“ (Mali Fritz zit. nach Embacher 1995: 96) Verschiedene Verdrängungsmechanismen kamen zum Einsatz – nicht etwa, um mit dem Erlebten fertig zu werden, sondern um überhaupt weiterleben zu können: „Psychisch weiterleben zu können hieß auch für viele Juden, das Erlebte so gut wie möglich zu verdrängen.“ (Embacher 1995: 103) Laurence J. Kirmayer der Shoah: „Whereas Holocaust survivors might be expected to suffer from severe dissociation, they are described instead as suffering from painful recollections, anxiety, or numbing and emotional disconnection.“ (Kirmayer 1996: 183) Die Flucht vor einer Auseinandersetzung mit der Shoah und den weitgehenden und tiefgreifenden Folgen



für Individuen aber auch auf jüdische Gemeinschaften – sei es aktiv oder passiv, sei es durch direkte Konfrontation oder zwangsweise durch bestimmte „Auslöser“, die das erlebte Grauen wieder und wieder zurück in die Köpfe riefen – war unausweichlich, wie Bunzl feststellt: „Wie auch immer jüdische Lebensperspektiven und sinngebende Existenz-Deutungen nach dem Trauma der Massenvernichtung formuliert wurden, sie mußten das Faktum des unvorstellbaren Grauens ‚mitreflektieren‘, ‚verarbeiten‘ – soweit das überhaupt möglich war.“ (Bunzl 1987: 73) Die Tatsache, dass Millionen Menschen eines völlig sinnentleerten Todes gestorben waren, andere nur durch Zufall überlebt hatten, war sicher ein weiterer Faktum, der die Verarbeitung erschwerte. Der österreichische Schriftsteller und ehemalige KZ-Häftling Jean Améry beschreibt diese Problematik mit nur wenigen und sehr drastischen Worten: „Der Soldat starb den Helden- oder Opfertod; der Häftling den des Schlachtviehs.“ (Améry 1966: 32)

In Bezug auf die RückkehrerInnen kamen dazu noch weitere spezifische Probleme. Dabei ist nicht außer Acht zu lassen, dass insbesondere die RückkehrerInnen oft mit enttäuschter Hoffnung auf überlebende Verwandte und Freunde und auf Gerechtigkeit somit einer weitgehend feindlich gestimmten, fortwährend antisemitischen Bevölkerung und Politik konfrontiert wurden, die sich selbst zum Opfer des Nationalsozialismus hochstilisiert hatte. (Die entbehrungsreiche Nachkriegszeit per se ist dabei nicht zu vergessen.) Wie im Folgenden dargelegt wird, war nicht nur der Nationalsozialismus in seiner „aktiven“ Phase Grund für schwere und tiefgehende physische und psychische Folgen, sondern auch der Umgang mit ebendiesem. Auch die Rückkehr an sich konnte durch verschiedene Faktoren zu einem traumatischen Erlebnis werden. Neben Schuldgefühlen im Sinne einer „Überlebensschuld“ konnte auch die Rückkehr und das Leben im „Land der Täter“ zu einer gefühlten Schuld werden: „Allein schon das (freiwillige) Leben im ‚Hause des Henkers‘ schafft Schuldgefühle.“ (Bunzl 1987: 104) Exil-RückkehrerInnen hatten zudem oft gegenüber den KZ-RückkehrerInnen das Gefühl, ihre Erlebnisse und Traumata seien im Vergleich zu denen der KZ-Überlebenden nichtig – ein weiterer wichtiger Aspekt, der lange ignoriert wurde, wie Embacher betont. (vgl. Embacher 1995: 118)

Insbesondere die politischen, wirtschaftlichen und sozialen Bedingungen, in die jene verhältnismäßig wenigen österreichischen Juden und Jüdinnen zurückkehrten, trugen

zu weiteren negativen Folgen des Nationalsozialismus bei. "For many, the emotional impact of persecution, the losses they suffered, and the brutality they experienced and witnessed led to suppression of memories and the subsequent unwillingness to or inability to share their experiences for so long after the war. The silence extended even to Jewish communities in Austria, where one would have expected a more receptive audience. [...] The enormity of the events silenced survivors." (Vansant 2001:31)

Vansant stellte etwa noch 2001 in ihrer Arbeit fest, dass das kollektive Gedächtnis in Österreich den Nationalsozialismus betreffend weitgehend durch nichtjüdische, nicht durch das Regime verfolgte ÖsterreicherInnen, geprägt ist. (vgl. Vansant 2001: 57) Die Übermacht auf Seiten der selbsternannten „Opfer“ mündete in einen stillen Konsens der Schweigsamkeit zu den Erfahrungen „der Anderen“, die den beanspruchten Opferstatus durch ihre Erinnerung zum Einsturz hätten bringen können: "The shared traumatic memories of the general Austrian population created a sense of community and served as a cornerstone of a postwar Austrian identity. In contrast, the returning exiles had memories that tied them both to a pre-*Anschluss* Austrian collective and to a Jewish collective. Both groups had suffered from traumatic events, yet the memories of the Jewish Austrians actually questioned the selective use of the memories of the non-Jewish Austrians, who styled themselves as victims. The divergent experiences between those who left and those who stayed consequently resulted in an experiential divide between the returnees and the general population; the moral implications of which side of the divide one was on widened the rift." (Vansant 2001: 52) Vansant beschreibt diesen Graben als "emotional divide" – als emotionale Kluft – zwischen den RückkehrerInnen und der österreichischen „Mehrheitsbevölkerung“, die sich durch den Umgang mit bzw. die Leugnung der österreichischen NS-Mittäterschaft zu einem Worte und Erinnerungen verschlingenden Abgrund auftun sollte, die die Angst der ÖsterreicherInnen um ihren selbsternannten Opferstatus charakterisiert und lange Zeit einen ehrlichen und respektvollen Austausch verhinderte (vgl. Vansant 2001: 65): „The nonexile Austrian interlocutors engaged in discursive practices that sought to bar or discourage a true exchange. Moreover, clear – albeit unspoken – boundaries of acceptable speech were demarcated in the exchanges. There seemed to be a tacit agreement about what could and could not be talked about. Jewish Austrians who crossed the boundary were labeled ‘bitter’, ‘revengeful’ and ‘infected’." (Vansant

2001: 68) Der ungebrochene Antisemitismus im Österreich der Nachkriegsjahre sowie die vereinnahmte Opferrolle der nichtjüdischen Österreicher forderten ihren Preis durch das langjährige Schweigen jüdischer und anderer marginalisierter Opfer. KZ-Überlebende ohne politischen Hintergrund galten als „nur rassistisch“ Verfolgte und wurden nicht als Opfer der Nationalsozialisten anerkannt. „Der Soziologe Michael Pollak führt das Schweigen der Überlebenden auf die sozialen und politischen Bedingungen in den jeweiligen Ländern sowie auf die durch die KZ-Haft verursachten gravierenden Identitätsprobleme zurück. Während politisch Verfolgte (auch jüdischer Herkunft), die einer Widerstandsgruppe angehört hatten, im Exil und im KZ zumindest ihre politische Identität bewahren konnten, fühlten sich ‚nur‘-Juden auf ihr Judesein reduziert. Vor allem jene, die zum Judentum oft nur mehr sehr wenig Beziehung aufwiesen, empfanden sich durch die Verfolgung jeglicher Identität beraubt.“ (Embacher 1995: 98) Für solche „nur“-Juden und -Jüdinnen, die oftmals auch ihre ganze Familie verloren hatten, gab es nach ihrer Rückkehr kein soziales Netzwerk, dem sie sich anschließen hätten können. Diese Menschen fühlten sich oft weder als ÖsterreicherInnen, noch als Juden und Jüdinnen, was zu einem Identitätsverlust führte. (vgl. Embacher 1995: 98)

Vansant bearbeitet in ihrem Buch „Reclaiming Heimat“ die Memoiren von sieben österreichisch-jüdischen RückkehrerInnen aus dem Exil. Insbesondere arbeitet Vansant das Spannungsverhältnis von individueller, kollektiver, kultureller, sozialer und räumlicher Identität im Hinblick auf Heimat, Flucht und Vertreibung, Exilerfahrung, Trauma, Traumabewältigung und Rückkehr heraus. Sie zeigt dabei die individuellen und kollektiven Identitätskonflikte durch den Verlust von „Heimat“ und der Zugehörigkeit zu einem österreichischen „Wir“ auf und veranschaulicht, wie die MemoirenschreiberInnen nach ihrer Rückkehr zu einem österreichischen „Wir“ zurückzufinden versuchen sowie auch die Schwierigkeiten und Herausforderungen, die die Zugehörigkeit zu einem realen oder imaginierten jüdischen „Wir“ mit sich bringt. (vgl. Vansant 2001) Embacher bestätigt einen solchen Verlust von Heimat bzw. ein „Gefühl der Heimatlosigkeit“ auch bei KZ-Überlebenden, die nach Österreich zurückkehrten. (vgl. Embacher 1995: 98)

Die RückkehrerInnen sahen sich selbst als ÖsterreicherInnen und Österreich als ihre „Heimat“ an, egal, ob sie von der umgebenden Gesellschaft als ÖsterreicherInnen

wahrgenommen wurden oder nicht. (vgl. Vansant 2001: 27) “Arriving with high expectations, the reémigrés were often met with reactions ranging from indifference to disdain and distrust. Moreover, anti-Semitism was still evident: returnees were perceived first as Jews, and they were even viewed as the cause of Austrian misery. They were often absurdly reproached for having left Austria even if staying would have meant certain death. [...] Return confronted the reémigrés most brutally with their alienation from *Heimat* and themselves.” (Vansant 2001: 49) Nach und nach wurde den RückkehrerInnen der unersetzbare Charakter ihres Verlustes bewusst. Die Rückkehr implizierte demnach, wie Vansant erläutert, nicht nur die zwangsläufige Konfrontation und Auseinandersetzung mit der Vergangenheit, sondern bedeutete zeitgleich neue Erschütterungen für die Psyche der RückkehrerInnen: „Return opened up suppressed emotions and simultaneously inflicted new injuries. Moreover, the ways in which the Austrian population instrumentalized its traumatic memories added to their own emotional injury, and the government’s construction of Austria as victim allowed little public support for mourning their losses.” (Vansant 2001: 52) Österreich trauerte. Denkmäler für gefallene Soldaten – Väter und Söhne der ÖsterreicherInnen – wurden errichtet. Und Österreich bemitleidete sich als „das erste Opfer des Nationalsozialismus“ sehr. Doch bald sollte sich alle Aufmerksamkeit auf „den Blick nach vorne“, auf den Wiederaufbau und die Erholung der österreichischen Wirtschaft richten. (vgl. Langbein 1987: 9) Vergangenes sollte nach beliebter Auffassung in der Vergangenheit ruhen. Für die Trauer der jüdischen RückkehrerInnen war kaum Platz in der österreichischen „Mehrheitsgesellschaft“ und Politik. Diese waren zu sehr damit beschäftigt, sich in ihre Rolle als Opfer einzuleben und jegliche Bedrohung dieser Rolle sollte schon im Ansatz unterbunden werden.

Wenn man von „Heimat“ sprechen möchte, stellt sich natürlich die Frage: „Was ist ‚Heimat‘“? Vansant bespricht einen autobiografischen Artikel von Jean Améry, ursprünglich Hans Maier, einem jüdischen KZ-Überlebenden, der sich unter anderem mit den Themen „Heimat“ und „Rückkehr“ beschäftigt. Améry wurde katholisch erzogen und fühlte sich dem Judentum bis zur gewaltsamen Zuordnung während des Nationalsozialismus kaum verbunden. Er fühlte sich bis zum Zeitpunkt des Anschluss zweifelsfrei als Österreicher unter ÖsterreicherInnen sowie dem kulturellen und historischen Raum Österreich sehr zugetan, was zur Identifikation mit seiner „Heimat“

beitrag. Mit Erlebnissen wie dem Anschluss, der Folter und der Verschleppung nach Auschwitz, ging ihm dieses Gefühl der Zugehörigkeit und Sicherheit, das Gefühl der „Heimat“ verloren. Für ihn war es unmöglich, nach den Geschehnissen wieder in Österreich Fuß zu fassen. Er beging 1978 in Salzburg Selbstmord. (vgl. Vansant 2001: 35f) Der Begriff Heimat, der im Nationalsozialismus sehr einschlägig und ein- bzw. ausgrenzend durch „Rassenzugehörigkeit“ und „Territorium“ geprägt wurde, wird auch von Améry verwendet, um den Verlust dessen, was er „Heimat“ nennt, zu beschreiben. Seine Definition von „Heimat“ lautet: „Heimat ist Sicherheit, sage ich. In der Heimat beherrschen wir souverän die Dialektik von Kennen-Erkennen, von Trauen-Vertrauen: Da wir sie kennen, erkennen wir sie und getrauen uns zu sprechen und zu handeln, weil wir in unsere Kenntnis-Erkenntnis begründetes Vertrauen haben dürfen. Das ganze Feld der verwandten Wörter treu, trauen, Zutrauen, anvertrauen, vertraulich, zutraulich gehört in den weiteren psychologischen Bereich des sich-Sicher-Fühlens.“ (Améry 1966: 80) Vansant fasst demgemäß kurz und treffend zusammen: “[...] being connected linguistically, spatially and temporally to an Austrian ‘we’.” (Vansant 2001: 57) Amérys Beschreibung des „Verlustes von Heimat“, dem Gefühl der Heimatlosigkeit, von dem sehr viele RückkehrerInnen berichteten, kann im Kontext seiner Lebensgeschichte die möglichen Folgen und Auswirkungen eines solchen Verlustes sehr gut verdeutlichen und Einblick in die komplexe psychische Problematik bieten, die das Leben nach dem Überleben für Juden und Jüdinnen bedeuten konnte. Der Verlust der Heimat bedeutete für Améry „[...] Ordnungslosigkeit, Verstörung, Zerfahrenheit.“ (Améry 1966: 81) Nach Améry bedeutet „Heimat“ gleichzeitig „Sicherheit“, die sich für ihn von der Bindung an eine Gemeinschaft ableitet. Durch die Vertreibung aus der „Heimat“ werden auch die Bande zur Gemeinschaft durchtrennt, was Améry einerseits als traumatisch und andererseits auch als unumkehrbar empfand. Durch die starke Bindung seiner eigenen Persönlichkeit an die Gemeinschaft, aus der er „ausgestoßen“ wurde, hegte er Zweifel an seiner Zugehörigkeit und soziale sowie auch kulturelle Entwurzelung. Améry realisierte, dass er und andere österreichische oder deutsche Juden und Jüdinnen nicht länger in ein österreichisches oder deutsches „Wir“ inkludiert waren. (vgl. Vansant 2001: 36f)

Die Wiederherstellung des Gefühls der Verbundenheit und Zugehörigkeit zu Österreich, die Wiederbelebung des tiefen und vertrauensvollen „Heimatgefühls“ erwies sich oft, nicht zuletzt aufgrund der innerösterreichischen Umstände, als unmöglich: “Because of Austria’s continued anti-Semitism, incipient collective forgetting of Jewish genocide, and defensive stance toward returnees, full recovery of *Heimat* and self would prove challenging if not impossible. The difficulties of return were exacerbated by the general population’s perception of the returnees. Even if the réémigrés did not perceive themselves as Jews, they once again found themselves constructed as Jewish ‘outsiders’.” (Vansant 2001: 47) Manche der RückkehrerInnen verließen Österreich wieder und hofften auf Vergessen. „Aber auch der abrupte Abbruch aller Kontakte mit der früheren Heimat konnte das Trauma der Vertreibung und des Heimatverlustes nicht beheben.“ (Embacher 1995: 118) Die Rastlosigkeit, die Heimatlosigkeit, die Sehnsucht nach längst vergangenen Zeiten ist manchen Menschen dabei wohl geblieben. Améry spricht diesbezüglich deutliche Worte: „Es gibt keine ‚neue Heimat‘. Die Heimat ist das Kindheits- und Jugendland. Wer sie verloren hat bleibt ein Verlorener, und habe er es auch gelernt, in der Fremde nicht mehr wie betrunken umherzutaumeln, sondern mit einiger Furchtlosigkeit den Fuß auf den Boden zu setzen. (Améry 1966:82)

Anhand dieser kurzen Abhandlung lässt sich zusammenfassend erkennen, dass die Einschnitte, die die Shoah, Exil- oder KZ-Erfahrung wie auch die Rückkehr in unterschiedlicher Intensität im Leben der Überlebenden zurückließen, tiefgehend, traumatisch und manchmal sogar unüberwindbar waren. Schuldgefühle, psychische Beschwerden unterschiedlichster Natur, Identitätsverlust, der Verlust des Grundvertrauens in Menschen und Umgebung sowie ein Gefühl der Entwurzelung waren mögliche Folgen, mit denen Überlebende zu kämpfen hatten. RückkehrerInnen erlitten oft weitere Traumata durch den Prozess der Rückkehr in das Österreich, das sie – meist entgegen aller Erwartungen – weiterhin exkludierte, diskriminierte und tabuisierte, in ein Österreich, das beschlossen hatte, anstatt Gerechtigkeit einzuräumen dem Opportunismus zu frönen und Unrecht zu legitimem Recht zu machen, da dies der österreichischen Mehrheit, die schuldhaft in die Geschehnisse während des Nationalsozialismus verstrickt war, entgegenkam. Dadurch kam es auch zu einem

überproportionalen Schweigen in den Reihen der jüdischen Überlebenden, das lange Zeit nicht gebrochen wurde.

Das Schweigen der Überlebenden oder auch bestimmte Traumata setzten sich sogar über weitere Generationen fort oder beeinträchtigten diese auf unterschiedliche Weise. (vgl. Beckermann 1989: 117-129; Hauer 1987: 29) So schreibt etwa Ruth Beckermann: „Die Erinnerung an Ausmaß und Tragweite des Verlustes stellt auch für die Kinder der Überlebenden die Sinnhaftigkeit der eigenen Existenz in Frage. Denn das Überleben der Eltern war letztendlich ein Zufall.“ (Beckermann 1989: 127)

### 3. Individuelles und kollektives Erinnern und Vergessen – Forschungsrelevante Gedächtniskonzeptionen

*“Oblivion brings us back to the present, even if it is conjugated in every tense: in the future, to live the beginning; in the present, to live the moment; in the past, to live the return; in every case, in order to not be repeated. We must forget in order to remain present, forget in order not to die, forget in order to remain faithful.” (Augé 2004 [1998]: 89)*

Im Zeitalter der Unsicherheit und der Diskontinuität bedeutet „modernes Erinnern“ im allgemein üblichen Sinn meist, möglichst materiell greifbare und bildliche Erinnerungen in Form von Dokumenten, Bildern, Ansprachen etc. möglichst lange zu speichern und zu erhalten – also teilweise nahezu obsessiv zu archivieren. Nicht nur die Geschichte, sondern auch die Gegenwart soll archiviert werden, wie bereits der Historiker Pierre Nora festgestellt hat. Erinnerungen werden auf diese Weise materialisiert bzw. verkörpert. (vgl. Nora 1996 [1984]: 8f) Den Gedanken der zunehmenden Unsicherheit als Indikator exzessiven Erinnerns greift auch Jens Brockmeier auf und überträgt ihn auf moderne kapitalistische Gesellschaften und ihren unbändigen Drang, zu erinnern indem er bemerkt, dass der ständige Drang moderner westlicher Gesellschaften, zu erinnern, als Ausdruck der Unsicherheit und Unbeständigkeit kapitalistischer Gesellschaftsordnungen und des Verlustes traditioneller Praktiken angesehen werden kann. (vgl. Brockmeier 2002a: 20<sup>9</sup>) Das menschliche Gedächtnis ist wohl in der Ära der Erinnerung, in der Computer die Speicherung unzähliger Daten ermöglichen, in dem archiviert und Information gesammelt wird wie niemals zuvor, eines der aktuellsten und umstrittensten Forschungsgebiete. David Berliner, Duncan Bell oder Jay Winter sprechen von einem „Memory Boom“, der durch ein überdimensionales Engagement der Wissenschaften, darunter auch die Anthropologie, in diesem Feld gekennzeichnet ist. (vgl. Berliner 2005: 197f; Bell 2006: 1; Winter 2006: 54ff) Winter geht dabei der Ursache für den „Memory-Boom“ des späten zwanzigsten Jahrhunderts – eine Blütezeit, der schon andere vorhergingen – auf den Grund, den er in der zunehmenden Anerkennung der

---

<sup>9</sup> vgl. auch Benjamin zit. nach Brockmeier 2002a:20



Notwendigkeit von Zugängen zu toten und lebenden Opfern von Kriegen sieh. Er akzentuiert den Zweiten Weltkrieg, insbesondere die Shoah, als zentrales Thema der Gedächtnisforschung (vgl. Winter 2006: 54f; 60): “The memory boom of the late twentieth century took on momentum and cultural significance, when the victims of the Holocaust came out of the shadows, and when a wide public was finally, belatedly prepared to see them, honour them, and hear what they had to say.” (Winter 2006: 60) Quer durch die Disziplinen beschäftigen sich ForscherInnen mit Terminologie, Beschreibung, Funktionen und Implikationen des Erinnerns, wobei in neueren Forschungen auch die Rolle des Vergessens einen zentralen Platz einnimmt. Haben sich schon lange vor unserer Zeit Philosophen wie Plato dem Thema des Erinnerns und Vergessens gewidmet, so erhält es heute durch gesellschaftliche Entwicklungen neuen Auftrieb und ist interdisziplinär so aktuell wie niemals zuvor. In der Gedächtnisforschung ist also Interdisziplinarität zwingend notwendig – alte Trennungslinien zwischen unterschiedlichen Wissenschaften können durch die Vielfältigkeit und Komplexität des Themas nicht aufrecht erhalten werden. Ohne die Berücksichtigung und den Einbezug der Ansätze unterschiedlicher Disziplinen ist es, wie Brockmeier feststellt, unmöglich, dieses Thema gebührend zu bearbeiten. (vgl. Brockmeier 2002: 12)

Das Gedächtnis wurde in den Wissenschaften über lange Zeit als passive und unflexible Aufzeichnung von individuellen Erinnerungen angesehen, wobei sich langsam über Künste und Literatur die Wahrnehmung abzeichnete, dass es verschiedenste und vielfältige Formen des Erinnerns gibt, die durch gängige wissenschaftliche Modelle kaum gänzlich erklärt werden konnten. Insbesondere wurde immer wieder das Unvermögen psychologischer Ansätze kritisiert, die die menschliche Psyche losgelöst von umgebenden und prägenden Faktoren wie etwa Kultur, Geschichte u.a. betrachten. (vgl. Brockmeier 2002: 5f) So beschrieb etwa der Anthropologe Maurice Bloch das Problem psychologischer Ansätze folgendermaßen: „The problem with psychologists’ approach to memory in the real world comes from their failure to grasp the full complexity of the engagement of the mind in culture and history, and in particular, their failure to understand that culture and history are not just something created by people but that they are, to a certain extent, that which creates persons.” (Bloch 1996: 216) In Ansätzen, die dahingehende Kritiken berücksichtigen,

werden Menschen als Akteure in einem sozialen, kulturellen, historischen und materiellen Feld von Aktion und Interaktion gesehen, wodurch Konzepte von Erinnern und Gedächtnis wandelbar und flexibel werden. So gibt es viele Ansätze, die das Gedächtnis in der Kultur verorten und somit Erinnern als kulturelle Praxis sehen, wobei narrative Formen des Erinnerns im Vordergrund stehen. Durch vielfältige und verschiedenartige Auffassungen eines kulturellen Gedächtnisses quer durch die Disziplinen ist es schwierig, eine einheitliche Auffassung von kulturellem Erinnern auszumachen. (vgl. Brockmeier 2002: 7ff) Brockmeier führt in diesem Sinne einige allgemeine Charakteristika dieses neuen Feldes des kulturellen Gedächtnisses an, darunter die Erkenntnis, dass linguistische, diskursive und narrative Gedächtnispraktiken nicht getrennt von nonverbalen Praktiken gesehen werden können, sondern diese als kulturelle Praxis unterschiedlichste Formen von Gedenken, Erinnerung und historischer Selbstreflexion enthalten. (vgl. Brockmeier 2002: 9ff) Dabei betont er die verschiedenen Manifestationen kultureller Erinnerungspraktiken als gleichwertig: „These include not only cultural artifacts that are specifically produced for commemorative purposes (like exhibits, films, monuments), but also the use of general memory devices and archival institutions, as well as architectures and geographies in which memory is embodied and remembering semiotically coded.” (Brockmeier 2002: 12)

Auch innerhalb der Anthropologie bewirkt die Thematik des Erinnerns neue Einigkeit und Zusammenarbeit der einzelnen spezialisierten Fachrichtungen. (vgl. Climo/Cattell 2002: 2; Bal 1999: vii) Die AnthropologInnen Jacob J. Climo und Maria G. Cattell betonen dabei deutlich die Notwendigkeit für die Kultur- und Sozialanthropologie zur Interdisziplinarität – die Notwendigkeit über den eigenen Tellerrand hinauszublicken. Als Gemeinsamkeit innerhalb unterschiedlichster Disziplinen wie Anthropologie, Geschichte, Soziologie, Philosophie u.a. kann hierbei die Erkenntnis gesehen werden, dass Menschen auf der ganzen Welt Bedeutungen in der Vergangenheit suchen, dass Erinnerung Vergangenheit erzeugt und hervorbringt, ihr Form gibt und sie aufrecht erhält und dass die Bedeutungen, die in der Vergangenheit gesucht werden, die Gegenwart prägen und beeinflussen sowie auch von Bedeutung für die Bahnen der Zukunft sind. (vgl. Climo/Cattell 2002: 2) Climo und Cattell machen deutlich, welchen Belang das Forschungsfeld des Erinnerns für die Anthropologie hat, indem sie darauf

hinweisen, wie sehr etwa die anthropologische Feldforschung von Erinnerungen abhängt, da die Arbeit von den Erinnerungen anderer Menschen, die als InformantInnen für gegenwärtiges und vergangenes Wissen und Wahrnehmung – denen Gedächtnis und Erinnerung zugrunde liegen – fungieren, abhängig ist. So gibt es abschließend auch in der Anthropologie eine Vielzahl an Arbeiten, die sich dem Thema des Erinnerns auf unterschiedlichste und vielfältige Weise nähern. (vgl. Climo/Cattell 2002: 5, 12)

Ein Aspekt, der abseits von abstrakten Theorien bezüglich Erinnern und Vergessen verhältnismäßig häufig Erwähnung findet, ist der Nationalsozialismus – insbesondere seine Opfer und Überlebenden. Als Gegenstand von erinnerungsbezogenen Untersuchungen und Projekten gilt dieser durch seine Ausnahmestellung, durch die vielen Gedenkstätten, die ihm gewidmet sind, und durch die einzigartigen Erfahrungen, die seine Überlebenden machen mussten, wohl als besonders anschauliches Beispiel für den Prozess des individuellen und kollektiven Erinnerns. Doch nicht nur das Erinnern an die Shoah, sondern auch die Rolle, die das Vergessen durch ihre Betrachtung einnimmt, ist von Belang. In diesem Kapitel werde ich, wenn möglich, ebenfalls immer wieder auf Aspekte des Erinnerns und Vergessens im Kontext jüdischer RückkehrerInnen, vor allem in Österreich und Wien, eingehen, um den roten Faden dieser Arbeit im Gewirr der vielfältigen Gedächtnistheorien weiterzuführen. Es gibt mittlerweile unzählige Konzeptionen und Termini, die das Phänomen des Gedächtnisses beschreiben, weshalb ich versuchen werde, mich im Wesentlichen auf die Diskussion forschungsrelevanter Ansätze zu beschränken, welche ich nun im Folgenden vorstellen möchte.

Zuerst stellt sich die Frage, welche Rolle für eine anthropologische Arbeit ein potenziell kollektives Gedächtnis spielen mag, in der autobiografische, demnach persönliche Erinnerungen, in Zusammenhang mit individueller Wahrnehmung gebracht werden? Mieke Bal bringt die Antwort auf diese Frage auf den Punkt: “[...] the term cultural memory signifies that memory can be understood as a cultural phenomenon as well as an individual or social one.” (Bal 1999: vii) In anderen Worten: “Memory is the foundation of self and society.” (Climo/Cattell 2002: 1) Individuelles und kollektives Gedächtnis gehören untrennbar zusammen, wobei das

individuelle Gedächtnis als Teil des kollektiven Gedächtnisses gesehen werden kann. Die Wahrnehmung von Erinnerung ist demnach individuell, imaginativ und Gegenstand subjektiver Interpretation vorhandenen Wissens (aufgrund von eigenen Erfahrungen und narrativer Weitergabe durch andere). Durch diese Erfahrungen konstruieren sich individuelle oder kollektive Selbstwahrnehmung und Wahrnehmung von Vergangenheit und Gegenwart narrativ, sowie auch zukünftiges Handeln und die Beurteilung zukünftiger Geschehnisse beeinflussen. (vgl. Climo/Cattell 2002: 12ff) Durch diese Sichtweise des Gedächtnisses wird klar, dass auch biografische Erinnerungen nicht als allgemein hin als „wahr“ bezeichnet werden können, wohl aber Ereignisse im Leben von Menschen durch das Fenster ihrer eigenen Wahrnehmung betrachtet werden können. Diese Erkenntnis kann der Kultur- und Sozialanthropologie nur dienlich sein, solange sie versucht, Individuen in ihrer Rolle in und in Interaktion mit kulturellen und sozialen Gemeinschaften möglichst aus deren eigenem Blickwinkel zu betrachten und zu verstehen. Dennoch ist dieser Ansatz ein Anlass für kritischen Umgang mit im Feld erhobenem Material, sowie auch eine Warnung davor, verfrüht allgemeine Aussagen zu treffen, die meiner Meinung nach in diesem Feld kaum möglich sind.

Maurice Halbwachs kann wohl mit gutem Gewissen als der „Vater“ des kollektiven Gedächtnisses (in theoretischem Sinn) betrachtet werden. Mit seinem bis heute viel zitierten Werk „Das kollektive Gedächtnis“ hat sich der Schüler Durkheims weit über seine Disziplinen und seinen Tod hinaus einen Namen gemacht. Halbwachs sieht das kollektive Gedächtnis als eine Art übergreifenden Erinnerungs- und Erfahrungspool sozialer Gruppen. Individuelle Erinnerungen sind demnach durch soziale Interaktion, durch die Zugehörigkeit zu einer oder mehreren Gruppen mit ihrem jeweiligen sozialen Gepräge, geformt. Dabei zieht er eine Trennlinie zwischen Vergangenheit und Gegenwart. (Halbwachs 1985 [1939]: 1ff) In anderen Worten: Halbwachs begreift kollektives Erinnern als „[...] social reality, transmitted and sustained through the conscious efforts and institutions of groups.“ (Yerushalmi zit. nach Climo/Cattell 2001: 3f) “Social groups, he said, construct their own images of the world through agreed versions of the past, versions constructed through communications, not private remembrance.” (Climo/Cattell 2002: 4) Als zweiten großen Klassiker der Gedächtnisliteratur ist Pierre Nora zu nennen. In seinem dreibändigen Werk “Les

Lieux de Mémoire“ beschäftigt sich Pierre Nora mit den Fragen nach Form und Bedeutung des nationalen Gedächtnisses für moderne westliche Gesellschaftsmodelle, geprägt von historischen und aktuellen Entwicklungen wie Nationenbildung, Dekolonialisierungs-Prozessen, industrielle Expansion, Globalisierung, Demokratisierung, Herausbildung einer Massen-Kultur und den Medien – Entwicklungen, die nach Nora eine Kluft zwischen Geschichte und Erinnerung aufgetan haben. (Nora 1996 [1984]; ebd. 1990 [1984]) Er unterscheidet Geschichte und Gedächtnis sehr klar und konzeptualisiert diese als einander entgegengesetzt und gleichzeitig auch aufeinander einwirkend: „Memory is life, always embodied in living societies and as such in permanent evolution, subject to the dialectic of remembering and forgetting, unconscious of the distortions to which it is subject, vulnerable in various ways to appropriation and manipulation, and capable of lying dormant for long periods only to be suddenly reawaked. History, on the other hand, is the reconstruction, always problematic and incomplete, of what is no longer. Memory is always a phenomenon of the present, a bond tying us to the eternal present; history is a representation of the past. [...] Memory is rooted in the concrete: in space, gesture, image and object.” (Nora 1996 [1984]: 3) Zusammenfassend sieht Nora in diesen „lieux de mémoire“ sozusagen den Ausdruck des geballten und verankerten kollektiven oder auch nationalen Gedächtnisses einer Nation oder Gesellschaft. (vgl. Nora 1996 [1984]: 20<sup>10</sup>) Auffallend ist dabei eine Gemeinsamkeit, die Halbwachs und Nora in ihren Theorien teilen, wie Jacob J. Climo und Maria G. Cattell sehr exakt hervorheben: „Halbwachs distinguished autobiographical memory (personal experience), historical memory (the ‚dead‘ past known only through historical records), and collective memory (the active past that informs our identities). [...] French historian Pierre Nora [...] makes the same clear distinction between memory (living) and history (dead).“ (Climo/Cattell 2002: 4<sup>11</sup>)

Die AnthropologInnen Climo und Cattell gehen in ihrer Arbeit sowohl der Frage nach dem individuellen als auch dem sozialen oder kollektiven Gedächtnis nach.

Insbesondere das Phänomen des sozialen Gedächtnisses ist umstritten, seine

---

<sup>10</sup> vgl. auch Nora 1990: 7

<sup>11</sup> vgl. auch Olick/Robbins 1998: 111

Erforschung von unterschiedlichen Interessen geprägt und viele verschiedene Perspektiven werden bei seiner Betrachtung eingenommen und vertreten. Im Zuge der zunehmenden wissenschaftlichen Auseinandersetzung mit dem kollektiven Gedächtnis bildete sich eine Vielzahl von Unterbegriffen und Abgrenzungsmöglichkeiten heraus, die manche Autoren eindeutig unterscheiden, andere wiederum als relativ deckungsgleich in ihrer Bedeutung argumentieren. (vgl. Climo/Cattell 2002: 3f) Dabei nimmt Halbwachs' Arbeit einen zunehmend wichtigen Stellenwert in der Gedächtnistheorie ein: "Growing numbers of social scientists are following Halbwachs in looking at memory as a social phenomenon. They have learned that collective memory is a social process, just as individual memory is a process, that it is constructed and reconstructed by the dialectics remembering and forgetting, shaped by semantic and interpretative frames, and subject to a panoply of distortions [...]." (Climo/Cattell 2002: 23) AutorInnen wie Paul Connerton oder Carole L. Crumley konzipieren soziale Erinnerung beispielsweise als dynamischen Prozess der verbalen, nonverbalen, schriftlichen oder narrativen Informationsübertragung. (vgl. Connerton 1979; vgl. Crumley 2002: 40) "Further tempered by individual experience, social memory provides fundamental measures (ideas, practices, beliefs, capabilities, histories) by which social change and spatial transformation are evaluated." (Crumley 2002: 40) Berliner warnt vor dem Verlust einer präzisen Bedeutung des Begriffes „Gedächtnis“. Ich denke, diese Warnung ist durchaus berechtigt, denn in der Vielfalt der Definitionen ist es mittlerweile kaum möglich, eine generelle Definition des "sozialen" oder "kulturellen" Gedächtnisses herauszulesen oder dieses demnach überhaupt zu definieren (vgl. Berliner 2005: 197f; Olick/Robbins 1998) . Manche der Definitionen sind sogar so weit gefasst, dass es kaum mehr möglich ist, eine Unterscheidung zwischen Gedächtnis, Kultur und Identität zu treffen, da die Grenzen zwischen Gedächtnis und anderen Konzeptionen vollkommen verschwimmen. (vgl. Crumley 2002; Connerton 1989<sup>12</sup>) Climo und Cattell halten im Vergleich etlicher Konzepte der anhand von Olick und Robbins getroffenen Gegenüberstellung dennoch fest, dass es quer durch die Disziplinen einige Gemeinsamkeiten in der Charakterisierung des sozialen Gedächtnisses gibt: „Collective or social memories are

---

<sup>12</sup> vgl. auch Berliner 2005

shaped by social, economic, and political circumstances; by beliefs and values; by opposition and resistance... They involve cultural norms and issues of authenticity, identity and power. [...] Collective memories are expressed in a variety of ways. They create interpretative frameworks that help make experience comprehensible.”

(Climo/Cattell 2002: 4) Antze und Lambek zeigen auf, dass Erinnern immer kulturelle Voraussetzungen benötigt, um zum Ausdruck zu kommen. (Antze/Lambek 1996: xvii)

Climo und Cattell fügen dem hinzu, dass Erinnerung, wie auch Kultur, immer in ihrem Kontext untersucht und gesehen werden müssen. (vgl. Climo/Cattell 2002: 10) Der Begriff „Kultur“, kann dabei im Sinne des Anthropologen Clifford Geertz verstanden werden: „Ich meine mit Max Weber, daß der Mensch ein Wesen ist, das in selbstgesponnene Bedeutungsgewebe verstrickt ist, wobei ich Kultur als dieses Gewebe ansehe. Ihre Untersuchung ist daher keine experimentelle Wissenschaft, die nach Gesetzen sucht, sondern eine interpretierende, die nach Bedeutungen sucht.“

(Geertz 1983: 9) Brockmeier betont zusätzlich die narrative Praxis als unumgängliches Element der Gedächtnisforschung und auch Antze und Lambek heben diesen Aspekt hervor: “Personal memory is always connected to social narrative as is social memory to the personal.” (Antze/Lambek 1996: xx) Erinnerungspraktiken sind Brockmeiers Ansicht nach weitgehend als narrative Praktiken zu verstehen und die Funktion narrativer Praxis in diesem Sinn der innerste Anteil des kulturellen Gedächtnisses, da Narrative dazu befähigt sind, die zeitliche Komponente menschlicher Erfahrungen zu lokalisieren, zu konstruieren und zu strukturieren (vgl. Brockmeier 2002a: 26ff): „Put differently, narrative endows the inherent historicity of human existence with cultural meanings.“ (Brockmeier 2002a: 27) Narrative Praxis kann demnach laut Brockmeier nicht nur als Bedeutungsstruktur, sondern auch als performative Bedeutung, als aktive Handlung und als Prozess gesehen werden: “[...] it is not the narrated event, but the narrative event, that makes a plot. It is not the historical ‘facts’ as such but the discursive practices of their presentation that symbolically activate this installation and turn it into an agent in a cultural system.” (Brockmeier 2002a: 35) Ebenso akzentuiert Mieke Bal die Bedeutung temporaler Komponenten des Erinnerns und ihren Bezug zu narrativen Strukturen. Sie sieht das kulturelle Gedächtnis als gegenwärtige, vergangenheitsbezogene aktive Handlung, die bewusst, aber auch unbewusst und automatisiert vollzogen werden kann und dadurch auch von außen manipulierbar ist.

Die Vergangenheit wird dabei in der Gegenwart verändert, neu beschrieben und beeinflusst so auch die Zukunft. Auf diese Weise werden Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft miteinander verbunden. (vgl. Bal 1999: vii) Das narrative Gedächtnis, als Teil des kollektiven Gedächtnisses konzipiert, ist auch für Bal sozial konstruiert und erfüllt demnach eine soziale Funktion. Es ist emotionsgeladen – die Erinnerungen werden aktiv als „erinnerungswürdig“ empfunden. (vgl. Bal 1999: viii) Narratives Erinnern findet in dem kulturellen Kontext statt, der es hervorbringt und prägt: „It is a context, in which, precisely, the past makes sense in the presence, to others who can understand it, sympathize with it or respond [...]“ (Bal 1999: x)

Anhand dieser Annäherung komme ich zu dem Schluss, dass ich es für sinnvoll halte, zwischen einzelnen Unterbegriffen zu unterscheiden, für die das kollektive Gedächtnis einen Überbegriff darstellen kann (vgl. auch Climo/Cattell 2002). Demnach können sich auch durch verschiedene Faktoren und Einflüsse unterschiedliche kollektive Gedächtnisse innerhalb einer Kultur- oder Gesellschaft herausbilden, die sich nach geteilten Erfahrungen von unterschiedlichen Gruppen innerhalb ebendieser durch verschiedene soziale, politische und machtbezogene Einflüsse in verschiedene Richtungen entwickeln (siehe Kapitel 2.3.).

Im Zuge der Auseinandersetzung mit dem, was ich nun im Folgenden zusammenfassend „kollektives Gedächtnis“ (im Sinne des potenziellen Vorhandenseins mehrerer solcher Gedächtnisse innerhalb einer Gesellschaft oder Kultur) nenne, drängt sich der Gedanke auf, dass das Vergessen untrennbar mit ihm verbunden sein müsse, da ohne das Eine, das Andere nicht existieren könnte. So vergleicht etwa der Anthropologe Marc Augé die Analogie von „Erinnern und Vergessen“, mit der von „Leben und Sterben“ – zwei Begriffe die gegensätzlicher nicht sein können und dennoch untrennbar miteinander verbunden und voneinander abhängig sind – und unabdinglich für unser Verständnis von Zeit (vgl. Augé 2004 [1998]: 14f): „Memory and oblivion stand together, both are necessary for the full use of time.“ (vgl. Augé 2004 [1998]: 89) Adrian Forty schreibt, so wie es individuelles und kollektives, soziales Erinnern gebe, gebe es auch individuelles und kollektives, soziales Vergessen – das eine sei dabei so notwendig und unabdinglich wie das andere.



(vgl. Forty 1999: 1f<sup>13</sup>) Lange Zeit wurde dem Vergessen in sozialwissenschaftlicher Hinsicht kaum Bedeutung beigemessen oder Beachtung geschenkt. Viel eher war das Vergessen im Allgemeinen eher negativ besetzt, während das Erinnern mit positiven Konnotationen belegt war. Erinnern und Vergessen können als zwei Aspekte ein und desselben dynamischen Prozesses ausgemacht werden – der Verarbeitung unserer Erfahrungen, Erlebnisse, Gedanken und Vorstellungen in Bezug auf Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft, wobei diese temporalen Kategorien weder in der Realität noch in der Erinnerung absolut und zulänglich voneinander abgrenzbar sind. (vgl. Brockmeier 2002a: 15f; 21) Brockmeier ist, wie Halbwachs (1985 [1950]), der Meinung, dass die Auseinandersetzung mit menschlichem Erinnern untrennbar mit der sozialen Funktion und der Kultur, in die es eingebunden ist, verknüpft ist, wobei er dem Erinnern das Vergessen im Sinne seiner vorangegangenen Überlegungen als übergreifenden Prozess beider Aspekte beifügt. (vgl. Brockmeier 2002a: 21; 23f) In order to understand such multi-temporal configuration of experience, as well as its emotional and evaluative matrix, it seems to be more productive to conceive memory as a movement within a cultural discourse that continuously combines and fuses the now and then, and the here and there. In the process, the movement traverses various modes of knowledge, awareness and consciousness [...].“ (Brockmeier 2002a: 21) Das bedeutet, dass individuelles Erinnern nach Brockmeier einen isolierten Moment innerhalb eines Prozesses offenbart, der aus seinem diskursiven und kulturellen Kontext herausgerissen wird. (vgl. Brockmeier 2002a: 21f) Climo und Cattell heben die Unentbehrlichkeit des Gedächtnis sowohl für Individuen als auch für ethnische, soziale u.a. Gruppen hervor, merken aber an, dass jegliches Erinnern nicht als allgemeine Wahrheit, nicht ohne Kontextualisierung, nicht ohne Vergessen und nicht ohne Verzerrungen betrachtet werden kann (vgl. Climo/Cattell 2002: 1): „But memory, whether individual or collective, is constructed and reconstructed by the dialectics of remembering and forgetting, shaped by semantic and interpretative forms, and subject to a panoply of distortions.“ (Climo/Cattell 2002: 1)

Connerton verfolgt in seinem Buch „How Societies Remember“ (1989) den Ansatz, dass die Beziehung materieller Objekte zum menschlichen Gedächtnis weit weniger

---

<sup>13</sup> vgl. auch Augé 2004 [1998]; Berek 2009; Climo/Cattell 2002; Brockmeier 2002a;

Bedeutung hat, als in den meisten Ansätzen angenommen wird und legt seinen Fokus auf soziale Interaktion und ihren verkörperten Ausdruck in Ritualen und sozialem Verhalten. Adrian Forty teilt diese Meinung und argumentiert unter anderem mit der Erinnerungsproblematik in Bezug auf die Shoah, für deren Erinnerung die meisten Erinnerungsformen und -modelle unzulänglich und unangemessen scheinen. Forty sieht in dieser Hinsicht, besonders hinsichtlich der Überlebenden, den Versuch zu vergessen als natürliche Reaktion an und erachtet Erinnerungsobjekte, wie sie nach dem Holocaust in Erinnerung an ihn in Massen errichtet wurden, als schwierig und teilweise sogar kontraproduktiv, da materielle Erinnerungen vielmals die Gräueltaten und Verbrechen milderten und in ihrer materiellen Darstellung abschwächten und verschönerten, um die Erinnerung an die Shoah erträglich und bekömmlich – um nicht zu sagen „massentauglich“ – zu gestalten. (vgl. Forty 1999: 6f<sup>14</sup>) Dabei bemerkt Forty treffend wie nur wenige andere Autoren, dass es eigentlich nur die Überlebenden selbst sind, die diesbezüglich überhaupt erinnern könnten. (vgl. Forty 1999: 7) Forty kritisiert die westliche Sichtweise, die voraussetzt, dass kollektive Erinnerungen zwangsweise mit Objekten verbunden sind, auf die sich das Gedächtnis stützt und knüpft damit an die Sichtweise des französischen Philosophen Michel de Certeau ein, der Gedächtnis als nicht lokalisierbares „Anti-Museum“ konzipiert. (vgl. Certeau zit. nach Forty 1999: 7). Daraufhin kommt Forty zu folgendem Schluss: “Seen in this terms, objects are the enemy of memory, they are what tie it down and lead to forgetfulness.” Auch Marc Augé nimmt Bezug auf den Holocaust und die wohl am meisten mit Shoah und Erinnerung in Verbindung gebrachte gesellschaftliche Prämisse, niemals vergessen zu dürfen: „It is very clear, that those who survived the Holocaust or the horror of the camps do not need to be reminded of their duty to remember. On the contrary, perhaps their duty has been to survive the memory, to escape, as far as they are concerned, from the everlasting presence of an incommunicable experience.” (Augé 2004 [1998]: 87) Damit erkennt Augé, dass nicht nur das Erinnern, sondern auch das Vergessen für die Überlebenden von enormer Bedeutung sein muss, um in einen Alltag zurückzufinden. Für ihn ist es die Aufgabe der Nachfahren zu gedenken und wachsam in Hinblick auf gegenwärtige Entwicklungen zu sein. (vgl. Augé 2004 [1998]: 88)

---

<sup>14</sup> vgl. auch Augé 2004 [1998]: 88

Die folgenden Unterkapitel behandeln forschungsrelevante Teilbereiche (vgl. Climo/Cattell 2002) des kollektiven Gedächtnisses, im Sinne einer übergeordneten Begrifflichkeit. Diese Begrifflichkeit schließt viele weitere Aspekte ein, die in diesem Rahmen kein Gehör finden können. In diesem Sinne erhebe ich diesbezüglich keinen Anspruch auf Vollständigkeit.

### **3.1. Autobiografisches Erinnern**

Wie können nun spezifisch autobiografische Erinnerungen in einem kollektiven Gedächtnis verankert sein und welche Bedeutung haben sie hinsichtlich ihrer Aussagekräftigkeit – insbesondere in Hinsicht auf die Kultur- und Sozialanthropologie? Climo und Cattell vermerken, dass Lebensgeschichten individuelles und kollektives Gedächtnis einen können, wobei die kontextuelle soziale Konstruktion maßgeblich zur Konstruktion der Lebensgeschichte beiträgt (vgl. Climo/Cattell 2002: 22): „Personal narratives can aid the reconstruction of nearly forgotten social institutions, demonstrate continuities and changes in memory and identity over time and reveal individual and collective reactions to historical events.“ (Climo/Cattell 2002: 22) Wang und Brockmeier widmen sich explizit der Frage nach dem Zusammenspiel von Gedächtnis, Selbstverständnis und Kultur. Anstatt wie in langer wissenschaftlicher Tradition das Individuum vom Kollektiv zu trennen, basiert der Ansatz des kulturellen Gedächtnisses nach Wang und Brockmeier auf der Anerkennung der Einbettung des Individuums in sein soziales und kulturelles Umfeld und die wechselseitige Einflussnahme dieser Faktoren in narrativen autobiografischen Erinnerungsprozessen. Durch die Verbindung von Selbstverständnis, Kultur und Erinnerung ist das Konzept des kulturellen Gedächtnisses in Bezug auf autobiografische Erinnerungen besonders geeignet, um Bedeutung, Wertigkeiten und Relevanz der Erfahrungen von Individuen unter Einbezug ihres kulturellen Kontextes zu erfahren. (vgl. Brockmeier/Wang 2002: 60) Sie argumentieren, dass autobiografisches Erinnern, indem die eigene Vergangenheit narrativ dargestellt wird, durch seine bedeutungsorientierte Prozesshaftigkeit als Teil kulturellen Erinnerns gesehen werden kann. (vgl. Brockmeier/Wang 2002: 45) „[ ... ] concepts of the self and practices of remembering not only construct and constitute each other; they are

also bound into the material and symbolic orders of the overarching cultural systems.” (Brockmeier/Wang 2002: 46) Durch diese Kontextualisierung zeigt sich die Bedeutung autobiografischen Erinnerns anhand des transportierten Selbstbildes in der Gegenwart für das kulturelle Gedächtnis, insbesondere aber auch für die generationenübergreifende Weitergabe dieses Gedächtnisses. In westlichen Kulturen wird die eigene Vergangenheit u.a. narrativ über das individuelle, autonome Selbst und die eigenen Identitäten konzipiert. Dabei wird das gegenwärtige Selbst in Verbindung mit eigenen Vorstellungen der persönlichen Vergangenheit gesetzt, wodurch sich das gegenwärtige Selbst und die Auffassung der Vergangenheit gegenseitig prägen und sowohl gegenwärtiges als auch vergangenes Selbst wiederum durch viele unterschiedliche Faktoren wie Kultur, soziales Umfeld etc. geprägt sind. Das bedeutet, westliche Identitätskonzepte leiten sich oft aus der Vergangenheit her. Es ist demnach sehr wichtig, autobiografische Narrative nicht losgelöst von diesem Kontext zu betrachten und Erinnerungsprozesse nicht als rein internalisierte, autonome, neurokognitive Abläufe zu betrachten. Autobiografische Narrative werden bereits in der frühen Kindheit gemeinsam mit engen Bezugspersonen sozial konstruiert und dienen der Strukturierung des Gedächtnisses im Sinne als wichtig und bedeutend empfundener Erlebnisse, die erzählt und erinnert werden, wodurch bereits das entstehende autobiografische Gedächtnis nach kulturellen Gesichtspunkten geordnet wird. (vgl. Brockmeier/Wang 2002:46ff) „Building on this approach, we conceive of autobiographical memoir as an active construction embedded in a social weave of dialogues that are negotiated not only between an individual and his or her immediate social environment (parents, peers and significant others), but also, equally important, between the individual and the larger cultural milieu.” (Brockmeier/Wang 2002: 47) Wang und Brockmeier konzipieren Selbst und Gedächtnis als dynamische, sozial konstruierte, zwischenmenschlich kommunizierte Aspekte, die einander gegenseitig bedingen, im selben umfassenden kulturellen Kontext bestehen und so auf einander einwirken. Sie sehen autobiografisches Erinnern als breites Feld kultureller Praxis (Brockmeier/Wang 2002: 50ff): „There are many local constraints, social interests and rhetorical orders that may have an impact on why individuals engage in memory talk,

what they present as their past, and how they ‘position’ themselves in this past.“  
(Brockmeier/Wang 2002: 59<sup>15</sup>) Die beiden Autoren fassen ihren Argumentationsstrang kurz und prägnant zusammen: “We argued that the different trajectories of an independently or interdependently oriented self provide distinct social ways in which experiences are not only perceived, cognitively categorized and emotionally and morally valued, but also autobiographically organized and remembered.”  
(Brockmeier/Wang 2002: 59)

Die ethnografische Bedeutung von biografischen Erinnerungen steht damit insofern außer Frage, dass die Analyse dieser Erinnerungen einerseits Rückschlüsse auf die Beschaffenheit des kulturellen Gedächtnisses zulassen kann und dieses wiederum die individuellen Erinnerungen mitgeprägt hat, so dass AnthropologInnen dazu angehalten sind, sich nicht nur mit dem reinen Inhalt der Erinnerungen, sondern auch mit ihrer Auswahl, ihrer Darstellung und mit ihrem eingebettet-Sein in ein Netz kultureller Praxis auseinanderzusetzen. “[...] Individual lives can be explicated ethnographically so that variations show, by comparison and contrast, cultural patterns of thought and behavior along with the individuals’ unique experiences.”  
(Climo/Cattell 2002: 24) Jacob J. Climo stellt sich dahingehend explizit die Frage, wie sich individuelles und kollektives/soziales Gedächtnis in der anthropologischen Forschung vereinbaren lassen und inwiefern über individuelle Erinnerungen und deren Manifestationen Rückschlüsse auf kollektive Erfahrungen und kollektives Erinnern gezogen werden können, falls die TeilnehmerInnen der Studie keinerlei Bezug zu kollektiven Erfahrungen nehmen. Als erste Herangehensweise an diese Frage sieht er dabei die Notwendigkeit, das Gedächtnis als „vielschichtig und komplex“ anzuerkennen. Antwort auf die gestellte Frage findet Jacob J. Climo in mehreren Teilbereichen, die vornehmlich Methoden ethnografischer Feldarbeit sowie auch den Einfluss des/der ForscherIn auf die Forschungssubjekte und das Verhältnis von ForscherIn und Beforschem/r kritisch beleuchten. Für die vorliegende Forschung ist dabei insbesondere ein Punkt wichtig: Climo warnt davor, den Untersuchungssubjekten das Bewusstsein über ihre historische und soziale Rolle, ihr eingebettet-Sein in kollektive Kontexte abzusprechen, auch wenn dieses Bewusstsein

---

<sup>15</sup> vgl. auch Harré und van Langenhove zit. nach Brockmeier/Wang 2002: 59

in der Forschungssituation keine Erwähnung findet. (vgl. Climo 2002: 124ff) Falls keinerlei Aussagen auf eine Positionierung der eigenen Geschichte in Zusammenhang mit einer kollektiven Geschichte oder einem kollektiven Gedächtnis gemacht wurden, ist dies nicht auf Individualismus zurückzuführen, sondern, wie Climo vorschlägt, auf ein „Idiom des Individualismus“: „In this explanation, people are so embedded in their collective memory and identity, that they fail to make the connections explicit in their narratives. In such a case, rather than an individualism characterized by a true lack of connection to collective experience, we may speak of an idiom of individualism.” (Climo 2002: 126)

### **3.2. Die Erinnerung an traumatische Erlebnisse**

„When memories recall acts of violence against individuals or entire groups, they carry additional burdens – as indictments or confessions, or as emblems of a victimized identity.” (Antze/Lambek 1996a: vii) Dieses Statement hebt die Tatsache hervor, dass das Gedächtnis, das auch extreme Erfahrungen wie beispielsweise erlebte Gewalt u.a. zurückruft, nicht frei von den extremen Eindrücken dieser, eventuell traumatischen, Erfahrungen bleibt und diese weiter transportieren kann. So ergab sich der umstrittene Begriff des „traumatischen Gedächtnisses“. Mieke Bal äußert sich beispielsweise bezüglich der Bezeichnung „traumatisch“ in Bezug auf das Gedächtnis kritisch. Das traumatische Gedächtnis wird laut Bal oft als solches bezeichnet, weil vergangene, traumatische Erinnerungen als gegenwärtig konzipiert werden. (vgl. Bal 1999: viii) Die Bezeichnung „traumatisches Gedächtnis“ schätzt Bal jedoch als verfehlt ein: „Traumatic memories remain present for the subject with particular vividness and/or totally resist integration. In both cases they cannot become narratives, either because the traumatizing events are mechanically reenacted as drama rather than synthetically narrated by the memorizing agent who ‘masters’ them, or because they remain ‘outside’ the subject.” (Bal 1999: viii) Traumatisches Erinnern ist unveränderlich festgeschrieben und laut Bal liegt ihm keine soziale Interaktion zugrunde und es kann demnach auch nicht als Handlung beschrieben werden. Traumatische Ereignisse der Vergangenheit verlangen danach, über soziale Interaktion/Kommunikation in die Gegenwart integriert zu werden, weshalb Bal das traumatische Gedächtnis als

paradoxe Bestätigung für die Bedeutsamkeit des kulturellen Gedächtnisses skizziert. Die Notwendigkeit sozialer Interaktion, des zwischenmenschlichen Austausches, bestätigt wiederum die Auffassung, dass Erinnern kein individuelles, sondern ein kulturelles Konstrukt ist. (vgl. Bal 1999: x)

Laurence J. Kirmayers Arbeit zu traumatischen Erinnerungen von Holocaust-Überlebenden zeigt passend zu den vorangegangenen Erwägungen auf, wie kollektives Erinnern Raum für die narrative Weitergabe individueller, persönlicher traumatischer Erlebnisse und Lebensgeschichten schafft und dabei helfen kann, diese bis zu einem gewissen Grad zu überwinden und die Last der Vergangenheit durch soziale Interaktion gemeinsam zu tragen. Wenn eine ganze Gesellschaft oder Gemeinschaft bestimmte traumatische Erfahrungen teilt und auch in der Ansicht übereinstimmt, dass diese Erlebnisse traumatisch waren, wird dieses Trauma gewissermaßen in die Identität dieser Gemeinschaft eingebunden, wodurch das kollektive Gedächtnis aufrechterhalten wird und individuelle traumatische Erinnerungen innerhalb dieses Rahmens und dieser Gemeinschaft Solidarität, Anerkennung und Gehör finden können. (vgl. Kirmayer 1996: 189f) “There is a crucial distinction between the social space in which the trauma occurred and the contemporary space in which it is (or is not) recalled.” (Kirmayer 1996: 189)

Durch diese Überlegungen kommt die wichtige Rolle kollektiven Erinnerns im Umgang mit kollektiven traumatischen Erfahrungen zur Geltung. Jüdische KZ-Überlebende, die nach Österreich zurückkehrten, mussten sich dabei einerseits mit der feindseligen Haltung ihrer mehrheitlichen Umgebung sowie auch mit der Aberkennung ihrer eigenen traumatischen Erfahrungen auseinandersetzen, konnten jedoch aufgrund des kollektiven Gedächtnisses, das sich innerhalb der jüdischen Gemeinschaft herausgebildet hatte und das Bewusstsein, das sich über Jahrzehnte auch in der Mehrheitsbevölkerung verankerte, dennoch mehrheitlich einen Zugang zu irgendeiner Form der narrativen Weitergabe ihrer Erfahrungen finden.

### 3.3. Nostalgie und Erinnerung

Svetlana Boym beschäftigt sich in ihrem großartigen Buch „The Future of Nostalgia“ (2002) auf einzigartige Weise mit unterschiedlichen Formen von „Nostalgie“ und den Auswirkungen ebendieser auf kulturelle, soziale und räumliche Prozesse. Boym definiert und diskutiert unterschiedliche Charakteristika von Nostalgie:

„Nostalgia (from *nostos* – return home, and *algia* – longing) is a longing for a home that no longer exists or has never existed. Nostalgia is a sentiment of loss and displacement, but it is also a romance with one’s own fantasy. [...] ] Sometimes Nostalgia is not directed towards the past either, but rather sideways. The nostalgic feels stifled within the conventional confines of time and space. [...] Nostalgia depends on this strange unpredictability. [...] The alluring object of nostalgia is notoriously elusive.” (Boym 2001: xiivf) “At first glance, nostalgia is a longing for a place, but actually it is a yearning for a different time – the time of our childhood, the slower rhythms of our dreams. In a broader sense, nostalgia is rebellion against the modern idea of time, the time of history and progress. The nostalgic desires to obliterate history and turn it into private or collective mythology, to revisit time like space, refusing to surrender to the irreversibility of time that plagues the human condition.” (Boym 2001: xv) Boym bringt die generelle Zunahme nostalgischer Gefühle mit den Prozessen voranschreitender Globalisierung und Technisierung in Verbindung: “Somehow progress didn’t cure nostalgia but exacerbated it. Similarly, globalization encouraged stronger local attachments. In counterpoint to our fascination with cyberspace and the virtual global village, there is a no less global epidemic of nostalgia, an effective yearning for a community with a collective memory, a longing for continuity in a fragmented world. Nostalgia inevitably reappears as a defense mechanism in a time of accelerated rhythms of life and historical upheavals.” (Boym 2001: xiv) Boym spricht aber auch problematische Aspekte an, die der Nostalgie innewohnen können, die die Auswirkungen unreflektierter Nostalgie betreffen: “The danger of nostalgia is that it tends to confuse the actual home and the imaginary one. In extreme cases it can create a phantom homeland, for the sake of which one is ready to die or kill. Unreflected nostalgia breeds monsters. Yet the sentiment itself, the mourning of displacement and temporal irreversibility, is at the very core of the



modern condition.” (Boym 2001: xvi) Dieser moderne Zustand der Nostalgie kann wiederum laut Boym als „historische Emotion” aufgefasst werden, die nicht zwangsläufig gegen die Verantwortung des/der Einzelnen spricht und als „Begleiterscheinung“ der Moderne gesehen werden kann. (vgl. Boym 2001: xvi) Die Vergangenheit spielt in der Hinsicht nicht unbedingt die Hauptrolle, so muss Nostalgie nicht nur auf rückblickende Gesichtspunkte, sondern auch auf vorausblickende Perspektive hin betrachtet werden: “Fantasies of the past determined by needs of the present have a direct impact on realities of the future.” (Boym 2001: xvi) Wichtig ist dabei, dass Nostalgie eben nicht nur individuelle Belange betrifft, sondern eine Beziehung zwischen individuellem und kollektivem Gedächtnis herstellt: “Unlike melancholia, which confines itself to the planes of individual consciousness, nostalgia is about the relationship between individual biography and the biography of groups or nations, between personal and collective memory.” (Boym 2001: xvi) Boym kritisiert in ihrer Arbeit explizit, dass nach Zusammenbruch der Sowjetunion die kollektive Erfahrung des kommunistischen Regimes und der folgenden staatlichen Repression nur oberflächlich aufgearbeitet und reflektiert wurden, wodurch auch kein grundlegender sozialer und institutioneller Wandel in der Gesellschaft möglich war. Enthüllungs-Dokumenten oder Memoiren aus der Zeit kam nur geringes öffentliches Interesse zu. Eine Untersuchung der Verbrechen der ehemaligen kommunistischen Partei scheiterte an bürokratischen Hürden und das geplante „Truth and Reconciliation Committee“ wurde niemals realisiert. Das kollektive Trauma der Vergangenheit wurde unter den Tisch gekehrt. Die Menschen sahen sich undifferenziert und kollektiv als Opfer beziehungsweise als unschuldige und gehorsame Bürger, die nur ihre Pflicht – nämlich die des Befolgens von Befehlen – getan hatten. Aus dieser allgemeinen Bereitschaft zu vergessen entstand ein neues Verlangen nach der Vergangenheit, die niemals stattgefunden hatte – nach einer vorgestellten Vergangenheit, die historische Fakten außer Acht lassen konnte, nach Stabilität und Normalität. (vgl. Boym 2001: 57f) Gerade in dieser Hinsicht können, wie der historische Part dieser Arbeit gezeigt hat, eindeutige Parallelen zum Nachkriegsösterreich nach 1945 gezogen werden. Die Sehnsucht nach einer ahistorischen und imaginierten Vergangenheit äußert sich, wie Boym beschreibt, in der politischen Instrumentalisierung der Nostalgie und der nachträglichen Legitimation der Vergangenheit über nostalgische Inszenierung. Boym

legt eindrücklich dar, wie Ereignisse in der Vergangenheit durch mangelnde Dokumentation und öffentliche Aufarbeitung beziehungsweise Erinnerung nachträglich nostalgisch, pseudowissenschaftlich und kulturell „inszeniert“, zum Teil politisch instrumentalisiert und ahistorisch ausgeschmückt mythologisiert und dadurch legitimiert wurden. (vgl. Boym 2001: 58f) Diese Charakterisierung von Nostalgie und ihren Folgen erlaubt einen klaren Vergleich zur österreichischen Situation nach 1945 und führt damit einerseits die allgemeinen Auswirkungen eines solchen Umgangs mit nationaler Vergangenheit vor Augen und trägt andererseits im Rahmen dieser Arbeit vor allem zur weiteren Kontextualisierung der Situation der zurückgekehrten KZ-Überlebenden bei und unterstreicht die schwierige Situation für diese Menschen. Das kommende Unterkapitel wird sich deshalb hinsichtlich des kollektiven Erinnerns, aufbauend auf Boyms Theorie der Nostalgie, mit der Frage nach möglichen Auswirkungen der Selektion von Erinnerungen und mangelnder kollektiver Aufarbeitung einschneidender historischer Ereignisse befassen, wie sie sowohl der Zerfall der Sowjetunion als auch die Niederlage des nationalsozialistischen Reiches mit der Offenlegung all ihrer Verbrechen, Gräueltaten und Begleiterscheinungen für alle freiwillig oder unfreiwillig Beteiligten zweifelsohne in irgendeiner Form darstellten.

### **3.4. Das „Gegengedächtnis“**

Boym sieht die europäisch-russische Gemeinsamkeit der Nachkriegszeit im Kampf der ehemaligen RegimekritikerInnen und Regimeopfer gegen das Vergessen und in der folgenden Herausbildung eines „Gegengedächtnisses“. (vgl. Boym 2001:61) “While there are vast differences between the USSR and Eastern Central Europe, one could speak about the common feature of the alternative intellectual life in these countries from the 1960s to the 1980s: a development of ‘countermemory’ that laid a foundation of democratic resistance and arguably was a prototype of a public sphere that already had emerged under the Communist regime. Countermemory was for the most part an oral memory, transmitted between close friends and family members and spread to the wider society through unofficial networks. The alternative vision of the past, present and future was rarely discussed explicitly; rather it was communicated through half words, jokes and doublespeak. [...] Often countermemory resided in finding blemishes

in the official narrative of history or even in one's own life.” (Boym 2001: 61) Boym charakterisiert „countermemory“ als informelles Netzwerk, das auf freundschaftlichen und familiären Kontakten und Verbindungen basiert und keine institutionelle Basis beinhaltet und sich in unterschiedlichste Ausdrucksformen manifestieren kann. (vgl. Boym 2001: 62) “Countermemory was not merely a collection of alternative facts and texts but also an alternative way of reading by using ambiguity, irony, doublespeak, private intonation that challenged the official bureaucratic and political discourse.” (Boym 2001: 62) Nach dem Zusammenbruch des Repressionsapparates überwog das Misstrauen gegenüber jeglichen Institutionen und dem öffentliche Diskurs. Dieses Misstrauen äußerte sich wiederum in gesellschaftlichen und politischen Folgen, da die eingeschränkte und informelle Kommunikation und das Schweigen, so Boym, wiederum weiteres Misstrauen in neue Institutionen und politische Parteien förderten. (vgl. Boym 2001: 62)

Auch Jens Brockmeier spricht das Problem des selektiven kulturellen Gedächtnisses an und sieht darin den Grund zur Entwicklung eines Gegengedächtnisses. Was in unterschiedlichen Kulturen wie interpretiert und erinnert wird, was als „erinnerungswert“ empfunden wird und aus welchen Erinnerungen sich ein historisches, nationales etc. Selbstbild zusammensetzt, unterliegt demselben Wandel, dem auch die Kulturen und Gesellschaften selbst prozesshaft durch äußere und innere, bewusste und unbewusste Einflüsse unterliegen, wobei Brockmeiers wiederum Bals Auffassung insofern stärkt, dass auch er Bezug auf die Möglichkeit des opportunistischen, interessenbezogenen, instrumentalisierten und/oder manipulativen Umgangs mit Erinnerungen aufmerksam macht. (vgl. Brockmeier 2002a: 19f; 22; vgl. Bal 1999: vii) Aleida Assmann macht ebenfalls auf die Möglichkeit der Veränderbarkeit, der Unzuverlässigkeit und der Instabilität von Erinnerungen aufmerksam. Faktoren wie menschliche Emotionen, nostalgische Verklärung und unterschiedlichste Beweggründe und Absichten können dabei in die Beschaffenheit unserer Erinnerungen eingreifen und auf sie einwirken (vgl. Assmann 1999: 265ff<sup>16</sup>) Die authentische und unverfälschte, objektive Erinnerung ist demnach eine Illusion, da sie nie frei von äußeren und inneren Einflüssen ist. Erinnerung ist sozusagen eine

---

<sup>16</sup> vgl. auch Berek 1999. 111f

subjektive, soziale und kulturelle Konstruktion, die durchaus bewusst beeinflusst und damit auch selektiert werden kann.

Selektives Erinnern schließt, um wieder dem Konzept des kollektiven Gedächtnisses zu folgen, auch selektives Vergessen mit ein: „Selecting Information, be it for encoding or retrieving, means rejecting and excluding other information [...]. Furthermore, because remembering as selecting always creates gaps, distortions, contradictions and other incoherences, it also is reconfiguring: by closing or ignoring gaps and omissions, it arranges new orders and creates new coherences.” (Brockmeier 2002a: 22) Neben der unbewussten Selektion von Erinnerungen existiert auch die aktive, bewusste Selektion und/oder Vernichtung von Erinnerungen. (vgl. Brockmeier 2002a: 31) Als Beispiele dafür lassen sich etwa die bewusste Umschreibung von Geschichte wie sie von den Europäern zur Kolonialzeit betrieben wurde, die Verbrennung von Büchern während des Nationalsozialismus oder der österreichische Umgang mit dem Nationalsozialismus und die überdimensionale Betonung des österreichischen Widerstandes in der Auseinandersetzung mit ebendiesem nennen. Durch aktiv-selektives Erinnern durch Institutionen oder Machthaber kann es auch zur Herausbildung eines Gegen-Gedächtnisses kommen, das in Widerspruch zu dem offiziellen kulturellen Gedächtnis steht: “Patently, the dialectic of memory and counter-memory, of power and counter-power, of official discourse and its subversion, is part and parcel of cultural memory; it keeps it contradictory, open and flux.” (Brockmeier 2002a: 32) Diese Implikationen festigen die Annahme, dass Gruppen auch innerhalb einer Gesellschaft oder Kultur – vor allem aber innerhalb einer Nation –, ihre Identität auf verschiedene Arten herausbilden und einen unterschiedlichen kollektiven Erfahrungsschatz teilen, unterschiedliche kollektive Gedächtnisse konstruieren können.

In Bezug auf jüdische RückkehrerInnen in Österreich und das Gegengedächtnis, das sich angesichts des nationalen und mehrheitsgesellschaftlichen Umgangs mit dem Nationalsozialismus in der Nachkriegszeit sehr stark entwickelt hat (vgl. Boym 1999), stellt sich die Frage, inwieweit sich dieses Gegengedächtnis durch steigendes Interesse und Bewusstsein von Mehrheitsgesellschaft und Politik an ebendiesem wieder dem Inhalt des kollektiven Gedächtnis der MehrheitsösterreicherInnen annähert, wobei ich

eine generelle Übereinstimmung dieses Gedächtnisses aufgrund der mehrheitlich andersartig angelegten Erfahrungen während und nach der Zeit des Nationalsozialismus für ausgeschlossen halte. Diese Einsicht bestärkt den Rahmen dieser Arbeit und erklärt unter anderem, dass die Verwendung der durch die Nürnberger Gesetze fremdbestimmt auferlegte Kategorie „jüdisch“ in dieser Arbeit Sinn macht und aus welchem Grund die Wahrnehmung der Stadt Wien aus dem Blickwinkel ansässiger jüdischer KZ-Überlebender nicht aufgrund der oftmals pauschalisiert generell angenommenen „Schicksalsgemeinschaft der Juden und Jüdinnen“, sondern vor allem aufgrund der einzigartigen Erfahrungsgemeinschaft in Wechselwirkung mit dem aktuellen historischen, sozialen und gesellschaftlichem Umfeld bezüglich der Erfahrung von Raum eine Besonderheit darstellt. Durch die diesbezügliche Verbindung von Vergangenheit und Gegenwart wird dabei wiederum die Komponente des Erinnerns zu einem wichtigen Faktor, der insbesondere hinsichtlich der Dokumentation und der Erarbeitung eines theoretischen Grundgerüsts als Ausgangspunkt für weitere Forschungen beitragen kann. Denn die Anzahl derer, die den Nationalsozialismus noch unmittelbar miterlebt haben, verringert sich stetig durch den Lauf der Zeit, bis in nicht allzu ferner Zukunft nur noch der Verlass auf dokumentierte Erinnerungen der Erinnernden möglich sein wird. Die Anzahl derer, die den rassistischen und selektiven Grausamkeiten des Nationalsozialismus ausgeliefert waren und diese überlebt haben, ist dementsprechend weit geringer. Und die Anzahl derer, die in ihrem Leben nach dem Überleben wieder nach Österreich zurückgekehrt sind um ihr Leben hier wieder aufzunehmen beziehungsweise viel eher neu zu beginnen, beschränkt sich auf wenige tausend, unter denen 2012 nur noch einige wenige am Leben sind, um selbst von ihren Erfahrungen und Erinnerungen zu berichten.

### **3.5. Das räumliche Gedächtnis**

*„Wenn wir uns von der Dominanz der Inhalte lösen, sozusagen im Geiste einen Schritt zurücktreten, können wir die Inhalte anders lesen und werden herausfinden, dass diese Inhalte Orte benötigen, um etwas zu beschreiben, zu erklären und verständlich zu machen.“ (Lichtblau 2008: 99)*

Hiermit kommen wir zu einem zentralen Punkt dieser Arbeit: Der Verknüpfung von Raum und Gedächtnis. Die Bedeutung von Orten für das Gedächtnis ist umstritten. Adrian Forty zweifelt die Beziehung zwischen Ort und Erinnerung beispielsweise an. (vgl. Augé 2004 [1998]: 6) Viele andere AutorInnen (vgl. Assmann 2006; Berek 2009; Climo/Cattell 2002; Crinson 1995; Halbwachs 1985 [1939]; Lichtblau 2008; Nora 1996 [1984]; Schlögel 2006; Schramm: 2005; Steward/Strathern 2003; Vansant 2001; u. A.) kommen jedoch im Laufe ihrer Abhandlungen in irgendeiner Form auf einen gewissen Zusammenhang von Orten und Gedächtnis zu sprechen – sei es in betonter oder eher nebensächlicher Form. „Erinnern ist immer auch verortet, benötigt einen Raum und reflektiert Räume“ (Lappin/Lichtblau 2008: 8<sup>17</sup>) Katharina Schramm betont dabei die konstituierende Rolle unterschiedlicher Formen des Erinnerns für die Besetzung von Raum mit Erinnerung: “The process of the identification of memory with place is not at all self-evident, as it implies the complex entanglement of procedures of remembering, forgetting and the production of counter-memories.” (Schramm 2011: 5) Erinnerungen können sich an unterschiedlichsten Orten festschreiben. Diese Orte können geografisch im Sinne von Natur und Landschaft oder auch architektonisch wie etwa Gebäude und Straßen sein. Indem Individuen und Gemeinschaften diesen Orten Erinnerungen einschreiben, erlangen die Orte Bedeutsamkeit und können so wiederum Auskunft über die jeweiligen Individuen und die Gemeinschaft geben. Sie werden also sozusagen zu „Trägern“ von Erinnerungen, durch deren Bestehen sie mit sozialen, kulturellen, politischen u.a. Bedeutungen belegt werden. (vgl. Climo/Cattell 2002: 21) Halbwachs stellt fest: „Der Ort hat das Gepräge der Gruppe erhalten und umgekehrt.“ (Halbwachs 1985 [1939]. 130)

Eines der berühmtesten Werke zu Erinnerung und Ort ist Noras Werk „Les lieux de mémoire“. Nora untersucht in seinem Werk vornehmlich die Existenz, Beschaffenheit und Bedeutung von „Lieux mémoires“ in Frankreich, von Erinnerungsorten, die er als „verkörperte Erinnerungen“, als „Sehenswürdigkeiten“, die ein „übriggebliebenes Kontinuitätsgefühl“ vermitteln, bezeichnet. (vgl. Nora 1996 [1984]:1) Solche Gedächtnisorte manifestieren sich nach Nora in drei Formen und Bedeutungen – materiell, symbolisch und funktionell: „Lieux der mémoire are complex things. At

---

<sup>17</sup> vgl. auch Berek 2009: 84

once natural and artificial, simple and ambiguous, concrete and abstract, they are lieux – places, sites, causes – in three senses: material, symbolic and functional. [...] These three aspects of embodied memory [...] always coexist. [...] Lieux de mémoire are created by the interaction between memory and history, an interaction resulting in a mutual overdetermination. A will to remember must be present initially.” (Nora 1996 [1984]: 14) Diese Gedächtnisorte haben unter anderem eine stark identitätsstiftende Funktion für die Gemeinschaften, deren kollektives Gedächtnis sie repräsentieren. (vgl. Nora 1996 [1984]: 11) Demnach können Gedächtnisorte nach Nora aber nicht nur geografischer, sondern auch institutioneller, literarischer, mythischer etc. Natur sein. (vgl. Nora 1996 [1984]: 20) Dieser Ansicht stimmen auch Climo und Cattell zu: „Memories reside in many mnemonic sites and practices – in language, songs, and ceremonies, bodies and bodily practices, places and things.” (Climo/Cattell 2002: 17) Auch Maurice Halbwachs schreibt über Orte – über Stadtgebiete, Straßen und Gassen –, dass Menschen zwar Erinnerungen an sie binden, ihnen aber in ihrem Bestehen kaum Beachtung schenken, bis die Orte verschwunden sind, Gebäude eingerissen, Straßen umgestaltet, Menschen umgesiedelt werden. Durch den Verlust, die Veränderung und vor allem durch die Menschen, die die Orte einst belebten, erlangen Orte im Zusammenhang mit Erinnerung Bedeutung. (vgl. Halbwachs 1985 [1939]: 130ff) Aleida Assmann schreibt etwa über Gedächtnisorte: „Menschen lagern ihre Erinnerung nicht nur in Zeichen und Gegenstände aus, sondern auch in Orte, in Zimmer, Innenhöfe, Städte, öffentliche Plätze und Landschaften.“ (Assmann 2006: 217) Dabei stellt sich die Frage nach dem Gedächtnis dieser Orte. Mark Crinson beschreibt das Gedächtnis der Städte hauptsächlich als verkörperte Vergangenheit: “Urban memory can be an anthropomorphism (the city having a memory) but more commonly it indicates the city as a physical landscape and collection of objects and practices that enable recollections of the past and that embody the past through traces of the city’s sequential building and rebuilding.” (Crinson 2005: xxii)

Ein Entwurf im Raum Wien, der Vergangenheit verkörpert und sich dabei thematisch klar auf die Verknüpfung von Lebensraum, NS-Zeit und Erinnerung bezieht, ist das Projekt „Steine der Erinnerung“, das vor einigen Jahren ins Leben gerufen wurde und zum Teil als Impuls für diese Arbeit gedient hat. Auf der Homepage ist folgende Zielsetzung des Projektes nachzulesen: „Wir haben es uns zum Ziel gesetzt, der

jüdischen Opfer des Holocausts zu gedenken und die Erinnerung an das jüdische Leben und die jüdische Kultur vor der Machtergreifung der Nationalsozialisten wach zu halten. Dieses Gedenken wollen wir an den Orten, an denen jüdische WienerInnen gelebt haben, durch das Setzen von „Steinen der Erinnerung“ verankern.“ (Steine der Erinnerung 2012) „Bewusstseinsarbeit“ und „Wiener Vergangenheitsbewältigung“ sind dabei wichtige Schlagworte. An Ermordete soll erinnert werden, überlebende Angehörige sollen so die Möglichkeit bekommen, zu gedenken und diese Prozesse – Geschehenes und Aktuelles – sollen von der Gesellschaft getragen und in ihrem Bewusstsein verankert werden. (vgl. Steine der Erinnerung 2012) Durch dieses Projekt wird öffentlicher, urbaner (Lebens-)Raum zu einem Raum für Erinnerung und Erinnernde, wie auch zu einem Raum für Menschen, die in Vergessenheit geraten sind, die ihre Zugehörigkeit für einen großen Teil unserer Gesellschaft oft nur noch in der Anonymität von ungefähr sechs Millionen ermordeten Juden und Jüdinnen finden – losgelöst von ihren Namen, Wohnorten und Lebensgeschichten.

In wissenschaftlichen Auseinandersetzungen wird und wurde räumliches Erinnern immer wieder, wie auch die Gedächtnisforschung selbst, in unterschiedlichsten Disziplinen thematisiert, so auch in der Anthropologie. Insbesondere ist dazu zu vermerken, dass hinsichtlich der genannten Eingrenzung die Forschung über ExilantInnen überrepräsentiert ist, wenige bis keine Forschungen sich aber im vorliegenden Zusammenhang mit dem Thema der permanenten Rückkehr auseinandersetzen. Dabei liegt der Fokus oft auf den Erinnerungen an den früheren Lebensraum und dem unkontrollierten Aufkommen von Erinnerungen durch die Rückkehr in bestimmte Städte und an bestimmte Orte – oft wird von schmerzlichen, durch die Umgebung ausgelösten Erinnerungen gesprochen. (vgl. Vansant 2001; Lichtblau 2008; Gilloch/Kilby 2005 u. A.) Mehrere Autorinnen sprechen von der Bedeutung von Verlust als wichtigen Indikator im Bedeutungsgewinn erinnerungsrelevanter Orte. Immer wieder wird beschrieben, wie Orte für Menschen Bedeutung erlangen, wenn diese Orte für sie nicht mehr zugänglich sind oder zerstört wurden (vgl. ebd.).

Im Zuge meiner Recherchen konnte ich keine nennenswerte anthropologische Literatur oder anthropologischen Projekte ausfindig machen, die sich explizit mit der



Verknüpfung von Raum und Erinnerung im Zusammenhang mit jüdischen ÖsterreicherInnen, insbesondere Wienern und Wienerinnen und dem Nationalsozialismus auseinandersetzen, weshalb ich auch hier auf interdisziplinäre Literatur zurückgreifen möchte. Unter diesem Punkt möchte ich nun zwei Arbeiten vorstellen, die dieser Verknüpfung zumindest teilweise nähergekommen sind, und in Hinsicht auf die Thematik dieser Abhandlung bedeutsame Aspekte ansprechen.

Die Germanistin Jaqueline Vansant (2001) beschreibt etwa anhand der von ihr bearbeiteten Memoiren österreichischer jüdischer ExilantInnen, wie wichtig räumlich und körperliche Erinnerungsformen für die RückkehrerInnen sind, um traumatische Erinnerungen aufarbeiten zu können. (vgl. Vansant 2001: 83) Sie zeigt auf, dass bestimmte visuelle, akustische u.a. Reize zu einer Art Auslöser für Erinnerungen werden können: „Sounds, smells, or sights might trigger a memory that reminds one of home. The memories provide no comfort; they are painful reminders of loss.“ (Vansant 2001: 89) RückkehrerInnen erwarten durch ihre Rückkehr potenziell Heilung von diesen Gefühlen, die Rückkehr wird in Folge aber nicht immer als unproblematisch und heilsam erfahren. (vgl. Vansant 2001: 90) In ihrem Buch beschreibt Vansant unter anderem, wie die von ihr untersuchten MemoirenschreiberInnen ihre intensive Bindung an bestimmte Orte für die Dauer des Exils in „*memory-maps*“ – eine Art Gedächtnis-Landkarten dieser Orte – umwandeln, und diese Orte nach ihrer Rückkehr wieder aufsuchen, wobei die *memory-maps* durch Geschehenes und Unveränderbares oft nicht mehr der aufgesuchten Realität entsprachen. (vgl. Vansant 2001: 98f) Auch der Historiker Karl Schlögel beschreibt diese Art von „mentalen Landkarten“ oder „mental maps“, wie er sie nennt, die Menschen in ihren Köpfen über die Realität hinaus bestehen lassen. (Schlögel 2006: 243ff) Schlögel sieht unter anderem die „Heimat“ eines Menschen in Relation zu „mental maps“: „Ein anderer Zusammenhang, der sich in Landschaften im Kopf niederschlägt, ist Heimat, der engste Umkreis, in den Menschen hineingeboren sind und der zur selbstständigen Größe meist immer nur dann wird, wenn Heimat verloren ging.“ (Schlögel 2006: 243) Die Anthropologen Pamela J. Steward und Andrew Strathern ziehen mit ihrem Konzept der „mind maps“ einen adäquaten Schluss: „While we can accept that either notion could form the basis of a sense of belonging, since belonging is essentially an

idea and ideas are plastic, we can also suggest that persons travel with their own inner landscapes. They remember particular places through images of how they looked and what it felt like to be there; [...]. What they are remembering or creating here are landscapes, to which they have a connection; and such landscapes can travel with people, giving them a sense of 'home' when they are not 'at home'" (Steward/Strathern 2003: 4f)

In diesem Zusammenhang kann der Bezug eines Menschen zu seiner Umgebung als Teil seiner räumlichen Identität gesehen werden, wobei Vansant den Aspekt der Einwirkung der Umgebung eines Menschen auf seine Selbstwahrnehmung als Schlüsselkomponente der räumlichen Identität bezeichnet: „The sense of one's self within a specific environment and its impact on sense of self are key aspects of one's spatial identity.“ (Vansant 2001: 99<sup>18</sup>) Sie stellt in ihrer Auseinandersetzung mit den *memory-maps* der RückkehrerInnen fest, dass *räumliche Erinnerung* auf räumliche Identität einwirkt und durch diese Verbindung die Rückkehr an diese Orte nicht mit einer Wiederherstellung der ursprünglichen Beziehung zu den Orten gleichgesetzt werden kann (vgl. Vansant 2001: 99): „Sketching the (traumatic) memories associated with specific places, the memoirists create a multilayered emotional topography and suggest that the original relationship to space cannot easily be reconstructed by return.“ (Vansant 2001: 99) Sie beschreibt, wie die RückkehrerInnen aus dem Exil ihre Zugehörigkeit als auch ihre Gefühle von Verlust und Sehnsucht nach diesen Orten durch Erinnerungen auf ebendiese Orte projizieren und diese mit emotionaler Bedeutung erfüllen (vgl. Vansant 2001: 99f): „The memoir writers invest the specific locations in Austria with emotional meaning, which among other things conveys to the reader the importance of place in memory and remembering. They design topographies of emotion that impart the impact of the loss of spatial identity on one's sense of self and allow them to explore the possibilities of recovering part of *Heimat* through reconnecting to place. Furthermore, by associating specific events and emotions with real places, they create 'memory-maps' for readers.“ (Vansant 2001: 100) Das Konzept der *memory-maps* ist für diese Arbeit insofern wichtig, als dass es meines Erachtens nach als Instrument der Anthropologie angewendet werden kann, um „inscribed space“

---

<sup>18</sup> Vgl. auch Lichtblau 2008: 100

– frei übersetzt mit „eingeschriebene Räume“ – (vgl. Low/Lawrence-Zúñiga 2003: 13f; siehe Kapitel „Klärung einiger Grundsätzlicher Begrifflichkeiten“ bei den Begriffen Raum, Ort und Landschaft) wahrzunehmen und um Bedeutungen und Wahrnehmungen gemäß diesem kontextbezogenen Raum (z.B. Stadt Wien als gegenwärtiger urbaner und gleichzeitig historisch bedeutsamer Raum) zu erforschen. Vereint man so das Konzept der „memory-maps“ mit der eingehenden Aufarbeitung verschiedener bedeutsamer Kontexte ergibt sich ein Forschungsvehikel, durch das es möglicherweise gelingt zu verstehen, wie sich dieser Raum für verschiedene Menschen konstituiert und inwiefern Vergangenheit und individuelle/kollektive Erinnerungen in dieser Konstruktion eine Rolle spielen.

Die Germanistin Vansant setzt sich in Folge mit der Stadt Wien auseinander und akzentuiert die unterschiedliche Wahrnehmung der Stadt in Bezug auf Juden und Jüdinnen und die nicht-jüdische Bevölkerung Wiens. Daraus geht unter anderem hervor, dass die räumliche Wahrnehmung der Orte, an die sich die räumliche Identität eines Menschen knüpft, insofern sie auch an zwischenmenschliche Beziehungen geknüpft ist, für diesen Menschen nicht von Erinnerungen, ihrer Geschichte oder den anderen Menschen, die diese Orte beleben, getrennt wahrgenommen wird. Für die RückkehrerInnen bedeutet dies, dass sich die Topografie der räumlichen Erinnerungen durch das Geschehene und Erlebte, aber auch durch das zu dem Zeitpunkt gegenwärtige soziale Umfeld und das dadurch erneuerte Realitätsempfinden nicht zurück auf die Gegenwart übertragen ließ und die räumlichen Erinnerungen, die wiederum mit positiven oder negativen, nostalgischen oder traumatischen biografischen Erinnerungen verbunden sind, als bewusste und unbewusste Auslöser und Erinnerungsmechanismen für diese biografischen Erinnerungen dienen. Dieses freiwillige oder unfreiwillige Aufrufen von Erinnerungen anhand räumlicher Impulse kann unterschiedliche Auswirkungen auf den Umgang mit räumlicher Erinnerung haben. Vansant beschreibt unterschiedliche Reaktionen, wie etwa das Meiden bestimmter Orte, nostalgische Verehrung, aber auch die Wiederaneignung durch das Wiedererfahren der Orte, die dadurch langsam mit nicht-traumatischen Erinnerungen besetzt werden können. (Vansant 2001: 100ff)

Der österreichische Historiker Albert Lichtblau hat sich dem Thema der räumlichen Erinnerung österreichischer Juden und Jüdinnen noch ein wenig präziser angenähert, seine Betrachtung jedoch – ebenso wie Vansant – eher dem Blickpunkt der ExilrückkehrerInnen gewidmet. Lichtblaus Definition von Erinnerungstopografie fand bereits unter dem Punkt „Klärung einiger grundsätzlicher Begrifflichkeiten“ Eingang in diese Arbeit. Im Zusammenhang von Orten, Identität und mentalen Landkarten jüdischer Lebensgeschichten stellt Lichtblau fest: „In Autobiographien gilt es örtliche Zusammenhänge zu klären, denn sie beschreiben kulturelle Verbundenheit.“ (Lichtblau 2008: 101) Er widmet sich dem Thema „jüdischer Orte“, sowie auch „Ortsbeschreibungen“, „verlorenen Orten“ und „Rückkehrorten“. (vgl. Lichtblau 2008: 100ff) Albert Lichtblau geht in seinem Artikel u.a. auf die Veränderung der Erinnerungsorte durch den Nationalsozialismus ein. Lichtblau schreibt hinsichtlich jüdischer Autobiografien: „Die schwierigste Ortsbeschreibung in den nach 1933 verfassten jüdischen Lebensgeschichten gilt der Veränderung der Orte durch den Nationalsozialismus. Vertraute Orte wurden zu lebensgefährlichen, selbst die privatesten wie die Wohnungen boten keinen Schutz mehr. [...] Wenn Vertriebene den ehemaligen Heimatorten wieder begegneten, mussten sie sich den Ort trotz aller innerer Widerstände erneut aneignen, also zu einem eigenen machen, ob positiv oder negativ, meistens mit Ambivalenzen.“ (Lichtblau 2008: 103)

Ein weiterer Punkt, der für meine Arbeit von Relevanz ist, findet sich im Hinweis auf die Bedeutung der Beziehung Vertriebener oder KZ-Überlebender zu ihrer ehemaligen Heimat Österreich. (vgl. Lichtblau 2008: 103) Dabei ist nicht zu vergessen, dass Orte und Erinnerungen nicht nur miteinander verknüpft sein können, sondern dass diese Orte und Erinnerungen ebenso mit Erinnerungen an Menschen, an soziale Interaktion geknüpft sind. „Häuser und Fassaden mögen zwar neutral wirken, doch für das Erinnern der Zurückkehrenden waren sie mit Menschen verknüpft, die einst hier lebten und die im Prozess der Gewaltausübung sowohl auf Seiten der Opfer, als auch der Gewaltausübenden standen. [...] Städte wie Wien waren als Erinnerungsfassade übriggeblieben.“ (Lichtblau 2008: 104<sup>19</sup>)

---

<sup>19</sup> vgl. auch Whiteman 1995

Die abschließende Bedeutung seines Artikels über Topografien der Erinnerungen ist wohl mit Lichtblaus eigenen Worten am besten gesagt: „Die Rolle der Menschen bei der Bespielung von Orten wird eine zentrale bleiben, es sind die Menschen, die sie mit ihrer Verfügungsmacht zu etwas Besonderem machen, sei es als Ort des Wohnens, der Liebe oder des Zerstörens, Mordens, Gedenkens, Verdrängens. Und es sind Menschen, die Orte markieren, beschreiben oder nicht beschreiben und damit entscheiden, ob spätere Generationen aufgrund dieser Beschreibungen ihre eigenen Vektoren in die Vergangenheit ziehen können. Dafür werden nochmals Orte wichtig, die darüber entscheiden, ob Kommuniziertes überlebt und sich tatsächlich in ein ‚kulturelles Gedächtnis‘ einschreiben kann: die Archive der Erinnerung.“ (Lichtblau 2008: 112)

## **4. Feld, Forschungseinheit und Forschungsmethoden**

Ich habe Expertinneninterviews mit Frau Elisabeth T. Spira und Frau Dr<sup>in</sup>. Ruth Beckermann geführt, in denen ich die genannten Frauen über ihre kulturelle und wissenschaftliche Arbeit im Hinblick auf die von mir gestellten Forschungsfragen und die österreichische Entwicklung seit den 1980ern in Bezug auf den Umgang mit dem Nationalsozialismus befragt habe. Diese Interviews dienten vorrangig der inhaltlich-theoretischen Ergänzung, der weiteren Exploration des Forschungsfeldes und Themengebietes sowie dem Generieren von Hypothesen. Beide Frauen sind Töchter von Juden und Jüdinnen, die im Exil überlebt haben und haben sich im Folgenden kritisch, wissenschaftlich, kulturell oder dokumentarisch mit verschiedenen Aspekten des Nationalsozialismus und dem Leben „danach“ in Österreich auseinandergesetzt.

Im weiteren Forschungsverlauf habe ich fünf episodische Interviews mit jüdischen RückkehrerInnen (siehe Definition der Forschungseinheit) geführt, die vor 1938 in Wien gelebt haben, deportiert und interniert wurden, im KZ überlebt haben, nach 1945 nach Wien zurückgekehrt sind und heute, 2012, noch in Wien leben. Das Geschlechterverhältnis konnte aufgrund der ungeraden Anzahl an Interviews nicht ausgewogen gewählt werden.

### **4.1. Definition der Forschungseinheit**

Die Auswahl und Begrenzung der Forschungseinheit war nicht einfach. Ich habe mich schlussendlich für die vorliegende Forschungseinheit entschieden:

Jüdische KZ-RückkehrerInnen, die vor 1938 zumindest für 5 Jahre in Wien gelebt haben und nach 1945 dauerhaft nach Wien zurückgekehrt sind und noch heute, 2012, hier leben.

Die Entscheidung zur eben definierten Forschungseinheit habe ich einerseits getroffen, weil in Wien ansässige Überlebende der Shoah – an sich zahlenmäßig schon sehr begrenzt – mit dem unaufhaltbaren Fortschreiten der Zeit schwinden werden und mit ihnen auch viele ihrer Erinnerungen und andererseits, weil die KZ-Erfahrung in

Verbindung mit der Erfahrung von Antisemitismus, Erniedrigung, extremer Ausgrenzung und insbesondere des Nationalsozialismus 1938-1945 einen traumatischen und tief einschneidenden Punkt in der Biografie dieser Menschen, heute fern jeder für uns ÖsterreicherInnen vorstellbaren Lebensrealität, bedeutet. Ich denke, es gibt ein Davor und es gibt ein DANACH. Dazwischen liegt Unvorstellbares und Unumkehrbares. Ich möchte mich mit diesem „Danach“ – vom Zeitpunkt der Ankunft der RückkehrerInnen in Wien und dem Leben in Wien bis zum Jahr 2012 – und seinem Bezug zu Vergangenheit und zur Gegenwart beschäftigen. Durch die Wahl von KZ-Überlebenden möchte ich das absolute Extrem an diesem biografischen und historischen Ein- und Abschnitt und die Einzigartigkeit dieser Erfahrungen unterstreichen. Keinesfalls möchte ich damit aber die Erlebnisse und Erinnerungen anderer jüdischer Überlebender oder die anderer religiöser, sozialer, sexueller, kultureller oder ethnischer Minderheiten, die zum Feindbild des Nationalsozialismus wurden, herabwürdigen, mindern oder in irgendeiner anderen Form bewerten. Die vorangegangene Darlegung zur Wahl der Forschungseinheit soll ausschließlich im Hinblick auf die Bestimmung einer adäquaten Forschungseinheit für dieses Forschungsvorhaben verstanden werden. Zudem wurde ein ausgewogenes Geschlechterverhältnis innerhalb der Forschungseinheit angestrebt.

#### **4.2. Qualitative Interviews als Mittel zur Datengewinnung**

##### *Das episodische Interview*

Der von Uwe Flick entworfene Ansatz des episodischen Interviews geht davon aus, dass „[...] Erfahrungen der Subjekte hinsichtlich eines bestimmten Gegenstandsbereichs in Form narrativ-episodischen Wissens und in Form semantischen Wissens abgespeichert und erinnert werden. Während die erste Form erfahrungsnah sowie bezogen auf konkrete Situationen und Umstände organisiert ist, enthält die zweite Form des Wissens davon abstrahierte, verallgemeinerte Annahmen und Zusammenhänge.“ (Flick 2011 [2007]: 238f) In dieser Form des Interviews ist bezeichnend, dass sowohl dieses narrativ-episodisches Wissen als auch das semantische Wissen gegenstandsbezogen abgefragt und miteinander verknüpft werden

können. „Das episodische Interview gibt Raum für kontextbezogene Darstellungen in Form von Erzählungen, da diese einerseits im Vergleich zu anderen Darstellungsformen Erfahrungen und ihren Entstehungskontext unmittelbar enthalten. Andererseits verdeutlichen sie die Prozesse der Wirklichkeitskonstruktion bei den Befragten eher als andere Annäherungen, die auf abstrakte Begriffe und Antworten im engeren Sinn abzielen. [...] Dabei richtet sich die Aufmerksamkeit im Interview auf Situationen bzw. Episoden, in denen der Interviewpartner Erfahrungen gemacht hat, die für die Fragestellung der Untersuchung relevant erscheinen. [...] Ziel des episodischen Interviews ist, bereichsbezogen zu ermöglichen, Erfahrungen in allgemeinerer, vergleichender etc. Form darzustellen, und gleichzeitig, die entsprechenden Situationen und Episoden zu erzählen.“ (Flick 2011 [2007]: 239)

Auswahl und Darstellungsform von Situationen können dabei nach subjektiver Relevanz des/der InterviewpartnerIn erfolgen. (vgl. Flick 2011 [2007]: 239) Vor der Durchführung der Interviews wird ein Leitfaden erstellt, der zur thematischen Orientierung dient und ebenso beinhaltet, zu welchen Themengebieten der Untersuchung narrative Episoden erfragt werden sollen. Während des Interviews wird der/die InterviewpartnerIn einerseits mehrmals gebeten, zu bestimmten Fragen/Themengebieten, Situationen, aber auch Fantasien bezüglich zukünftiger Erwartungen/Befürchtungen, zu erzählen und wird andererseits auch nach subjektiven Definitionen und abstrakteren Zusammenhängen gefragt. (vgl. Flick 2011 [2007]: 240f)

„Theoretischer Hintergrund von Studien mit episodischen Interviews ist die soziale Konstruktion von Wirklichkeit in der Darstellung von Erfahrungsweisen.“ (Flick 2011 [2007]: 245) Als besondere Stärke des episodischen Interviews sieht Flick die Verbindung von narrativem Interview und Leitfadeninterview. Freies Erzählen wird dabei nicht unterbunden und dem/der ForscherIn bleibt genügend Handlungsspielraum, um gewisse Bereiche nicht nur in ihrem Handlungsbezug und Kontext zu erkennen, sondern gleichzeitig auch subjektive Bedeutungsmuster zu erfahren, wodurch laut Flick ein „offener Dialog“ zwischen ForscherIn und InterviewpartnerIn möglich wird. (vgl. Flick 2011 [2007]: 245)

Ich sehe das episodische Interview als ideale Methodik für die Fragestellungen meiner Forschung an, da diese Interviewform die Fragen nach narrativ-episodischem und semantischem Wissen kombiniert, wodurch die Analyse alltäglichen Wissens über



themenbezogene und kontextbezogene subjektive Erfahrungen innerhalb eines Themengebietes ermöglicht wird. Durch die Erfassung subjektiver Wahrnehmung wird demnach der subjektbezogene Blickwinkel innerhalb einer Forschung gestärkt. Vor allem eignet sich diese Methode für die vorliegende Forschung, weil sie es zulässt, die subjektive Konstruktion von Lebensrealität und diesbezügliche Definitionen, Bedeutungen und Zusammenhänge kontextuell und aus Geschichte und Biografie der befragten Individuen zu verstehen, die Prozesshaftigkeit solcher Konstruktionen verdeutlichen kann und sich somit im Hinblick auf meine Forschungsfragen als bestmögliche Methode zur Datenerhebung eignet.

### *Das ExpertInneninterview*

Das ExpertInneninterview ist eine Form des Leitfaden-Interviews, das sich mit einer Person in seiner/ihrer „[...] Eigenschaft als Experte für ein bestimmtes Handlungsfeld“ (Flick 2011 [2007]: 214) auseinandersetzt und die als RepräsentantIn für eine bestimmte Gruppe gesehen wird. (vgl. Flick 2011 [2007]: 214) Als ExpertIn definierten Bogner und Menz (zit. nach Flick 2011 [2007]: 215) Personen unter Erfüllung folgender Beschreibung:

„Der Experte verfügt über technisches, Prozess- und Deutungswissen, das sich auf sein spezifisches professionelles oder berufliches Handlungsfeld bezieht. Insofern besteht das Expertenwissen nicht allein aus systematisiertem, reflexiv zugänglichem Fach- oder Sonderwissen sondern es weist zu großen Teilen den Charakter von Praxis- oder Handlungswissen auf, in das verschiedene und durchaus disparate Handlungsmaximen und individuelle Entscheidungsregeln, kollektive Orientierungen und soziale Deutungsmuster einfließen. Das Wissen des Experten, seine Handlungsorientierungen, Relevanzen usw. weisen zudem – und das ist entscheidend – die Chance auf, in der Praxis in einem bestimmten organisationalen Funktionskontext hegemonial zu werden, d.h., der Experte besitzt die Möglichkeit zur (zumindest partiellen) Durchsetzung seiner Orientierungen. Indem das Wissen des Experten praxiswirksam wird, strukturiert es die Handlungsbedingungen anderer Akteure in seinem Aktionsfeld in relevanter Weise mit.“

Das ExpertInneninterview kann zu unterschiedlichen Zwecken eingesetzt werden. Für das vorliegende Forschungsvorhaben ist jedoch einerseits die Anwendung zur

Ergänzung von vorliegenden Informationen und andererseits die explorative Anwendung, die zur Orientierung in einem Feld, zur thematischen Strukturierung des Forschungsvorhabens sowie auch zur Bildung von Hypothesen und zur Erstellung oder Überarbeitung eines Leitfadens für andere Interviews dienen kann (vgl. Flick 2011 [2007]: 218), ausschlaggebend.

### *Transkription*

Die Interviews wurden bei der Transkription nach Mayring 2002 in schriftdeutsch übertragen, da bei den vorliegenden Interviews, wie Mayring als Voraussetzung für eine solche Übertragung vorgibt, nur die inhaltlich-thematische Ebene relevant für das Forschungsvorhaben ist. (vgl. Mayring 2002: 89f) Dementsprechend werden forschungsrelevante und themenbezogene Inhalte selektiv protokolliert (vgl. Mayring 2002: 97f). Im Zuge dieser Übertragung in Schriftdeutsch werden Fehler in der Satzstellung und stilistische Unreinheiten weitgehend korrigiert, insofern Sinn und Inhalt der Aussagen vollständig erhalten bleiben. Begrüßung, thematische Abschweifungen, Höflichkeitsfloskeln, erzählungsstimulierende Füllwörter und unvollständige Sätze ohne Bedeutung werden im Transkript ausgelassen, wobei längere fehlende Passagen und unvermeidbare Unterbrechungen wie etwa Telefonanrufe durch drei Punkte, die in eckige Klammern gesetzt sind, markiert wurden. Da beim Transkribieren kurze Passagen oder einzelne Wörter aufgrund der Aufnahmequalität nicht mehr nachvollziehbar waren, sind diese ebenfalls durch drei Punkte mit einem eingeklammerten Fragezeichen gekennzeichnet. Die Interviews mit den Zeitzeugen und Zeitzeuginnen sind aufgrund größerer Relevanz detaillierter transkribiert als die Expertinneninterviews. Sinn, Inhalt und Zusammenhang der Aussagen werden in jedem Fall unverfälscht wiedergegeben. Die vollständigen Tonaufzeichnungen der Interviews befinden sich im Archiv der Autorin.

### *Auswertung*

Die Auswertung erfolgte nach der Methode der Analyse von Leitfadeninterviews durch materialorientierte Kategorienbildung und Erstellung eines Codierleitfadens, Codierung des Materials, quantifizierende Materialübersicht und vertiefende Fallinterpretationen (vgl. Schmidt 2007:447ff). Einer der Ansätze, der für meine Arbeit

von Relevanz ist und in dessen Kontext „Orte“ Bedeutung erlangen, ist der des Erzählens: „The use of narrative to inform the anthropological understanding of place focuses on details of how populations construct perceptions and experience place.“ (Low/Lawrence-Zúñiga 2003: 16) Keith Basso betont dabei etwa die Interpretation von Narrativen mit der Begründung als zentrale Methode, dass die Konstruktion der Umgebung nur aus dem Kontext heraus zu verstehen sei in dem die Menschen, die in ihr leben, diese aus ihrer kulturellen und sozialen Prägung heraus wahrnehmen und beschreiben. (vgl. Basso 1996: 57f) In diesem Sinne wurden die Episoden nicht nur anhand der Codierung ausgewertet, sondern auch getrennt betrachtet und erst danach in die Auswertung eingearbeitet.

## 5. Forschungsergebnisse

Zuallererst soll an dieser Stelle noch einmal erwähnt werden, dass die fünf vorliegenden Interviews als beispielhafte Ergänzung der theoretischen Aufarbeitung dienen können, anhand der durchgeführten Interviews aber keinerlei allgemeingültige Aussagen getroffen werden können. Die Formulierung allgemeiner Aussagen im folgenden Teil der Arbeit kann demnach nur im Sinne der folgenden Auswertung unter Berücksichtigung der vorangegangenen Erklärung über den Rahmen dieser Befragung verstanden werden. In der Auswertung können einerseits die Antworten auf forschungsbezogene, direkt gestellte Fragen bearbeitet und einander gegenübergestellt werden. Auf der anderen Seite können diese Antworten zum Teil in Relation zur Auswertung narrativer und episodischer Passagen gesetzt werden und somit weitere Einblicke in die Wahrnehmung dieser Menschen zulassen, sowie auch interessante Rückschlüsse auf narrative Strukturen und erinnerungsbezogene Aspekte gezogen werden.

*Ad. 1.: Was verstehen jüdische KZ-RückkehrerInnen unter „Die Stadt Wien“? Was bedeutet „die Stadt Wien“ für sie und wie konstituiert sich diese Stadt aus der Sicht der RückkehrerInnen?*

In Bezug auf die erste Forschungsfrage, die der Frage nach der Bedeutung und Konstitution Wiens aus Sicht der KZ-RückkehrerInnen auf den Grund geht, lässt sich feststellen, dass die Befragten Wien in direkt angesprochenem Zusammenhang eindeutig eher als sozialen, historischen, politischen, kulturellen und/oder strukturellen Lebensraum wahrnehmen. Architektonischen und geografischen Aspekten per se wird kaum Bedeutung zugemessen. Herbert Schrott, Elisabeth Scheiderbauer und Helga Feldner-Busztin – alle drei in Wien geboren und aufgewachsen – sprechen eine gewisse identitätsstiftende Funktion durch den Ausdruck eines direkten oder indirekten persönlichen Zugehörigkeitsgefühls aus. (vgl. Schrott 2012: 1; Scheiderbauer 2012: 14; Feldner-Busztin 2012: 10) So formuliert etwa Frau Scheiderbauer sehr direkt: „Ich fühle mich als Wienerin. Das ist etwas, was man nicht ablegen kann. Ich bin in Wien geboren, ich bin in Wien verheiratet, also ich finde ich gehöre einfach hier her.“ (Scheiderbauer 2012: 14) Alle drei sehen ihr soziales Umfeld – insbesondere Familie

und/oder Freunde – als wichtige Komponente in der Definition Wiens und nennen den hohen Lebensstandard in Wien anhand von Faktoren wie Bequemlichkeit, Sauberkeit und Infrastruktur als konstituierendes Element. (Schrott 2012: 1; Scheiderbauer 2012: 14f; Feldner-Busztin 2012: 10) Frau Scheiderbauer und Frau Feldner-Busztin erwähnen dabei explizit den Faktor der Sicherheit. (vgl. Scheiderbauer 2012: 14f; Feldner-Busztin 2012: 10) Wien wird von ihnen als sicherer Ort wahrgenommen, wobei der Gedanke der Sicherheit nicht nur auf die gegenwärtige Situation angewandt wird, sondern auch, wie Feldner-Busztins Antwort zeigt, komparativ mit der Vergangenheit in Zusammenhang gebracht wird. Feldner-Busztin gibt in einem Satz einen großen Teil zentraler Themen bezüglich der Wahrnehmung Wiens, von Lebensqualität und Sicherheit über Identität und soziale Faktoren, wieder: „Na, es ist eine nicht unangenehme Stadt, wo jetzt Ruhe und Frieden ist, wo ich immer war. Ich kann nicht sagen, dass ich eine besondere Patriotin bin, nicht? Aber von Österreich ist Wien noch das Beste, weil hier ja doch die Bevölkerung ein bisschen bunter ist – so wie in Wien und nicht wie in New York, aber doch eine etwas buntere Bevölkerung, und doch sehr viele Leute, die nicht diese extremen Vorurteile haben, wie zum Beispiel in Kärnten, nicht?“ (Feldner-Busztin 2012: 14) Herbert Schrott, Elisabeth Scheiderbauer und Rudolf Gelbard haben in ihrer Wahrnehmung Wiens gemein, dass sie nicht nur auf positive Komponenten, sondern auch auf negative Komponenten ihres Bildes von Wien eingehen. Dabei spielt einerseits die Bezugnahme auf die Vergangenheit (vgl. Schrott 2012: 1; Gelbard 2011: 1) eine Rolle, was darauf hindeutet, dass das gegenwärtige Leben in der Stadt Wien nicht vollkommen frei von den Eindrücken und der Prägung vergangener Erlebnisse und Ereignisse ist: „Ich lebe gerne in Österreich, ich sehe auch die Fehler, die Fallen, die man begehen kann, wenn man diese Stadt oder dieses Land zu sehr liebt – man muss doch ein bisschen Distanz wahren.“ (Schrott 2012: 1) Walter Fantl-Brumlik erzählt auf die direkte Frage, was er mit Wien verbinden würde, folgende Episode: „Nachdem ich in der technischen Abteilung gearbeitet habe, wurde ich raus reklamiert. Weil wir wie gesagt in Brunner’s Villa gearbeitet haben und so, wir wurden noch gebraucht. Da wurde auch meine Familie raus reklamiert. Das war für mich – auch jetzt noch im Hinterkopf, aber besonders nach der Befreiung, als ich erfahren habe, dass sie weg sind... Da habe ich gedacht: „Naja Walter... es ist.“ Ich habe das heute immer wieder im Kopf, aber nicht

so sehr. Statt... Ich habe das immer Leuten erzählt, Historikern und so weiter... Sage ich: ‚Ich kann es nicht verkraften...‘ oder ‚Ich habe es nicht verkraften gekonnt – ich bin heraus reklamiert worden, aber es sind vier andere statt mir gegangen‘.“ (Fantl-Brumlik 2012 18f) Das zeugt davon, dass Wien – wenn auch nicht unbedingt in seiner materiellen Form – in den Köpfen der Überlebenden nicht von ihrer Vergangenheit und damit verbundenen Emotionen losgelöst ist. Andererseits kommen auch gegenwärtig wahrgenommene Probleme, wie die Verhaltensweisen der wienerischen MitbürgerInnen (vgl. Gelbard 2011: 1) oder ausgeprägter Fremdenhass in Wien (Scheiderbauer 2012: 14) zur Sprache. Herr Gelbard und Frau Scheiderbauer begreifen Wien dazu als kulturellen Raum, der durch ein vielfältiges kulturelles Angebot geprägt ist, wobei einerseits künstlerisches Schaffen wie Theater, Literatur und Oper, aber auch „typische“ Institutionen wie der Wiener Christkindlmarkt oder auch „typische“ Wiener Verhaltensweisen hervorgehoben wurden. (vgl. Gelbard 2011: 1; Scheiderbauer 2012: 14f)

Walter Fantl-Brumlik wurde als einziger Interviewpartner nicht in Wien geboren, sondern war im Zuge der nationalsozialistischen Enteignungen von seinem Heimatort Bischofstetten nach Wien übersiedelt worden. Er assoziiert mit Wien bei direkter Nachfrage hauptsächlich die Zeit in Wien vor der Deportation, wobei die innerfamiliären Arbeitsverhältnisse eine besondere Rolle spielen. Einerseits könnte diese klare Assoziation mit der Kriegszeit in Wien mit der Interviewsituation erklärt werden. Durch seine Rolle als Zeitzeuge könnte eine unbewusste, vorgefertigte und durch vorangegangene Interviews bestätigte Erwartungshaltung hinsichtlich der abgefragten thematischen Schwerpunkte entstanden sein. Wien wird von Herrn Fantl-Brumlik mit der Abwesenheit des Vaters verbunden, der nach dem unfreiwilligen Umzug nach Wien und dem Verlust sämtlicher finanzieller Mittel außerhalb der Stadt arbeiten musste. Zudem stellt Wien in der Kriegszeit vermutlich auch den letzten, einigermaßen alltäglichen – was durch die Aufzählung der Arbeitsplätze der arbeitenden Familienmitglieder verdeutlicht wird – Bezug zu seiner Familie vor der Deportation und gleichzeitig den Anfangspunkt der familiären Zerrissenheit dar. (vgl. Fantl-Brumlik 2012: 2f)

In narrativen und episodischen Passagen der Interviews bestätigt sich die Wahrnehmung Wiens in erster Linie als gegenwärtiger sozialer und kultureller Raum, der nicht unmittelbar von der Vergangenheit eingenommen ist. Vor allem wird die Stadt als Raum sozialer Interaktion mit dem familiären und freundschaftlichen Umfeld betrachtet: „Ich habe ja, sagen wir, mit dem Zionismus wenig zu tun gehabt und diese Leute, die in meinem Alter sind oder ein wenig älter, wir treffen uns jeden Mittwoch im Café am Stephansplatz. Das hat nur jetzt ein Freund von mir eingefädelt, der bis jetzt in Amerika gelebt hat und der nach Wien übersiedelt ist. [...] Bei dem bin ich bereits jede Woche und so. Der ist in Ordnung. Ja, da ist... wirklich. Wenn der nicht wäre... Jetzt treffen wir uns...“ (Fantl-Brumlik 2012: 16) Das Wienerische wird teilweise als verbindendes Element und kulturelles Merkmal genannt, das auf einen gewissen Identitätsbezug zur Stadt Wien hinweist: „Ich war da mit zwei Tänzern, die ich aus der Akademie kannte, mit denen ich zusammen war, und auf die konnte ich mich total verlassen. Also es war nicht einmal das Jüdische, sondern es war dort mehr das Wienerische.“ In den narrativen Passagen finden oft biografische Orte wie ehemalige Wohnorte, Bildungsstätten oder Arbeitsstätten Erwähnung. Das zeugt von einer Verwurzelung der Befragten, die ebenfalls auf eine räumliche Identität hinweist (Scheiderbauer 2012: 11<sup>20</sup>). Als sozialer Raum wird Wien einerseits stark mit der Familie und sozialem Umfeld sowie auch mit jüdischen Institutionen (z.B. die Hakoah oder die Israelitische Kultusgemeinde) und Treffpunkten, die einen Austausch förderten, in Zusammenhang gebracht, andererseits aber auch als anonyme Großstadt, in der Diskriminierungen relativ selten sind und in der Stabilität und Sicherheit überwiegen. (vgl. Feldner Busztin 2012; Schrott 2012; Gelbard 2011; Scheiderbauer 2012; Fantl-Brumlik 2012). Wien als sozialer Raum ist dennoch nicht frei von der Vergangenheit, wie Frau Feldner-Busztin eindrücklich zeigte. Sie resümierte nach einer narrativen Episode, bei der es sich um eine Familiengeschichte aus der Kriegszeit drehte: „Das ist Wien, wissen Sie? Diese verrückten Geschichten.“ (Feldner-Busztin 2012: 12) Für sie bedeutet Wien unter anderem ein Blick zurück auf die Geschichte ihrer Familie und die narrative Weitergabe dieser Geschichten.

---

<sup>20</sup> vgl. auch Fantl-Brumlik 2012: 6; Schrott 2012: 3, 9, 13

Frau Feldner-Busztin, Frau Scheiderbauer, Herr Gelbard und Herr Schrott erzählten alle in irgendeiner Form von ihren ehemaligen Auswanderungsplänen nach dem Krieg und alle Vier nennen ihre Eltern sowohl als Grund für die Rückkehr nach, als auch für den Verbleib in Österreich. (vgl. Feldner-Busztin 2012: 11; Scheiderbauer 2012: 2, 11; Schrott 2012: 1; Gelbard 2011: 1f) Frau Scheiderbauer erzählt: „Ich wollte nicht bleiben, ich wollte nach Israel. Und da hat mir der Papa den Pass sperren lassen und hat gesagt: ‚Ich habe nicht mein Leben erkämpft, damit ich eine Tochter in Israel habe‘.“ (Scheiderbauer 2012: 8) Alle vier bringen zur Sprache, dass sie ihre Eltern schlussendlich nicht alleine lassen konnten und wollten. Die narrative Erwähnung von Gründen, die gegen die Emigration nach Kriegsende und für den Verbleib in Wien standen, lassen auf einen starken Familienzusammenhalt schließen und die Wahrnehmung Wiens in Zusammenhang mit sozialem Umfeld, Familie und Zugehörigkeitsgefühl noch besser verstehen. Es lässt sich daraus ableiten, dass bei der Bedeutung und Wahrnehmung Wiens für die RückkehrerInnen zwei wesentliche Faktoren eine Rolle spielen: einerseits die familiäre Verwurzelung in Wien als „sozialer Raum“ und andererseits die vielfältigen strukturellen Vorteile, die Wien als moderne, westeuropäische Großstadt bietet.

Walter Fantl-Brumlik stellt in Hinblick auf ersteren Faktor eine Ausnahme dar, da er als einziges Mitglied seiner Familie überlebt hat. Für ihn war Wien das Ziel, das auf die Ziellosigkeit nach der Befreiung folgte. Er kam zurück nach Wien, um von dort aus das Haus seiner Eltern zurückzuerlangen und ist geblieben, nachdem er in seiner ursprünglichen Heimat Bischofstetten negative Erfahrungen gemacht hatte. „Ich habe mich in Wien wohl gefühlt und das war’s.“ (Fantl-Brumlik: 12) Der zweite Faktor trifft auf ihn ebenso zu wie auf die anderen vier Befragten.

*Ad. 2.: Werden bestimmte geografische Orte in diesem „Wien“ mit bestimmten Erinnerungen in Zusammenhang mit vormaligem Leben in Wien, KZ-Erfahrung, Rückkehr nach und/oder weiterem Leben in Wien besetzt und welchen Einfluss hat dieser Vorgang gegebenenfalls auf die gegenwärtige Wahrnehmung des geografischen Raumes?*

Tendenziell lässt sich feststellen, dass die von mir befragten KZ-RückkehrerInnen in diesem Zusammenhang durchaus Erinnerungen an unterschiedliche geografische Orte



in Wien binden, diese aber eher selten affektbesetzt sind und nicht pauschalisiert betrachtet werden können. Dies kommt vor allem in narrativen Episoden zu Ausdruck, in denen sehr häufig die genaue Lokalisierung ehemaliger Wohnorte, Bildungsstätten wie Schulen oder Ausbildungsplätze und ehemalige Arbeitsorte zur Sprache kommen. Die meisten der RückkehrerInnen sind in der Kriegszeit vor der Deportation mit ihren Familien in Wien mehrmals umgezogen und können sich genau an die Adressen und Straßennamen ehemaliger Wohnorte erinnern: „Also wir haben ursprünglich am Margarethengürtel gewohnt und in der Margarethenstraße. Das nächste war die Löwengasse, die Paracelsusgasse, die Zelinkagasse, die große Sperlgasse und zuletzt die Hafnergasse. Von dort sind wir dann weg.“ (Feldner-Busztin 2012: 13) „Aber wir haben in der Lilienbrunnengasse gewohnt, das war die erste Adresse. Die zweite Adresse war dann am Volkertmarkt, vom Volkertmarkt sind wir dann in die Große Mohrengasse 38 und dort war dann der Abtransport nach Theresienstadt.“ (Fantl-Brumlik 2012: 2) Auch die Wohnorte der Nachkriegszeit sind oft noch im Gedächtnis geblieben. Wenn man sich nun die geografischen Orte, quer durch die Kategorien – das bedeutet, egal, ob sie ehemalige Wohnorte, Bildungsstätten oder andere Orte betreffen – in ihrem jeweiligen narrativen Kontext ansieht, fällt auf, dass sie mehrheitlich an Erinnerungen, aber kaum an Emotionen gekoppelt sind, d.h., nicht die Orte selbst sind wichtig – sie können eher als Stütze für Erinnerungen angesehen werden: „Ich erinnere mich aber an etwas – eben, darum habe ich jetzt auf die Gärtnergasse dort im dritten Bezirk... Da bin ich in eine Lacke hineingesprungen und da sind zwei Russen vorbeigekommen, die ich angespritzt habe und sie haben mir eine Schokolade geschenkt.“ (Scheiderbauer 2012: 18f) In den narrativen Episoden kommen immer wieder Straßennamen, Plätze und Gebäude Wiens vor. (vgl. Fantl-Brumlik 2012; Schrott 2012; Scheiderbauer 2012; Feldner-Busztin 2012; Gelbard 2012) Entgegen den Konzepten der „mental-maps“ (Schlögel 2006) oder „memory-maps“ (Vansant 2001), die sich vor allem auf Exil und den Verlust von Orten konzentrieren und die „memory-maps“ als sehr affektgebunden beschreiben, scheinen diese bei den befragten KZ-RückkehrerInnen eher Erinnerungstopografien zu sein (vgl. Lichtblau 2008: 98), die nicht zwangsläufig durch emotionale Bedeutung geprägt sind. Am ehesten lässt sich dabei das Konzept der „memory-maps“ der AnthropologInnen Steward und Strathern auf die Erinnerungstopografien der

RückkehrerInnen anwenden, die schreiben, dass „memory-maps“ die persönliche Verbindung zu einem geografischen Raum darstellen, und als Ausdruck eines Zugehörigkeitsgefühls gesehen werden können (vgl. Steward/Strathern 2003: 4f). Das deutet wiederum auf eine gewisse „Verwurzelung“ der KZ-RückkehrerInnen mit der Stadt Wien hin, die sich auch in der Bedeutung der Stadt Wien für die RückkehrerInnen niederschlägt.

Ein möglicher Grund dafür, dass die Orte kaum mit Emotionen behaftet sind, kann darin liegen, dass Erinnerungen sehr weit zurück liegen und im Laufe des Lebens bereits sehr viele Emotionen „investiert“ wurden. So bringt Helga Feldner-Busztin „Ich erinnere mich, ja. [...] Aber es ist so: der Affekt ist ausgetrocknet.“ (Feldner-Busztin 2012: 20) Auf die Frage nach bewusstem Erinnern an Gedenkstätten, verband außer Herrn Schrott keine/r der Befragten Wien mit dieser Form des räumlichen Erinnerns. Mehrheitlich wurden ehemalige Konzentrationslager als Orte der Erinnerung genannt, wobei auch hier durch unterschiedliche Erfahrungen und Familiengeschichten der Affekt unterschiedlich ausfällt. Deutlich wird dabei allerdings der Bezug auf das Kollektiv, den die Shoah ohne Frage enthält. Die eigene Vergangenheit rückt angesichts des unvorstellbaren Ausmaßes der Shoah in den Hintergrund. Die Orte der Erinnerungen, die Schauplätze der eigenen Erfahrungen sind materiell, sie können durch neue Erinnerungen ersetzt werden. Die menschlichen Verluste, die die Shoah sowohl für die Individuen als auch für das durch sie entstandene „Kollektiv“ einschließt, können nicht ersetzt werden. Positive und negative Erinnerungen bleiben dadurch eher an Menschen gebunden, während der Ort – abgesehen von Orten mit großer symbolischer Bedeutung wie beispielsweise Auschwitz und andere Lager oder, wie bei Herrn Schrott, der wiedererrichtete Tempel in der Seitenstettengasse, der ein wichtiger kollektiver Treffpunkt und gewissermaßen ein Symbol für jüdisches Leben in Wien darstellt – nur ein Schauplatz, ein „Tatort“ im wörtlichen Sinne bleibt.

In der Betrachtung der großteils fehlenden Emotionsgebundenheit bezüglich der genannten Orte können noch zwei weitere Faktoren eine Rolle spielen. Einerseits sind die Episoden, die die Überlebenden erzählt haben, von ihnen weitgehend bewusst gewählt worden oder haben sich durch vorhergehende Interviews als Narrative

gefestigt, wodurch schwer traumatische Erlebnisse und deren Schauplätze – verständlicher Weise – bewusst nicht zur Sprache kommen könnten. Durch fortschreitende Auf- und Verarbeitung belastender und traumatischer Erinnerungen können die durch Erinnerung ausgelösten Affekte ebenfalls auf- und verarbeitet werden und in narrative Ausdrucksformen übergehen. Aleida Assmann hat diesbezüglich den Unterschied zwischen „Erinnerungsorten“ und „traumatischen Orten“ sehr eindrücklich beschrieben: „Während der Erinnerungsort stabilisiert wird, durch die Geschichte die von ihm erzählt wird, wobei der Ort seinerseits die Erzählung stützt und verifiziert, kennzeichnet den traumatischen Ort, daß seine Geschichte nicht erzählbar ist. Die Erzählung dieser Geschichte ist durch psychischen Druck des Individuums oder soziale Tabus der Gemeinschaft blockiert.“ (Assmann 1999: 329)

Manche Orte werden als Auslöser für bestimmte Erinnerungen betrachtet. Erinnerungen, die an Orte gebunden sind, können durch die Erfahrung des Raumes zum Rückruf der Erinnerung führen. Herr Fantl-Brumlik hat erzählt: „Oft wenn Veranstaltungen im Gemeindezentrum sind, muss ich mich erinnern. Sage ich meinen Bekannten: ‚Da habe ich als Schlosser gearbeitet...‘“ (Fantl-Brumlik 2012: 15) Auch Herr Gelbard erzählte: „Und in diesen Gegenden kommt es natürlich immer wieder – der zehnte November, nicht? Wir waren ja in der Nähe der größten Synagoge von Wien... [...] Wie plötzlich die kleinen Bethäuser...alles gesprengt wurde. Außer der Stadttempel weil man ja da in einer geschlossenen Hauszeile war! Wie die Autos mit den verhafteten Männern fahren – das kann man sich ja nicht vorstellen. Man kann sich das ja überhaupt nicht vorstellen!! [...] Ich meine, ich kann auch genießen, dort in ein Lokal gehen und es gibt eine sehr nette linke Buchhandlung [...] in der ich sehr gerne bin... Ich meine, das wäre ja schwer neurotisch, wenn man überhaupt nicht mehr loskommt. Aber es ist so wie wenn ich in einen Bahnhof einfahre, kommt die Erinnerung, wie wir ins KZ kamen und an das, was am Bahnhof war. Das kann man nie ganz vergessen. (Gelbard 2011: 4) Rudolf Gelbard bezieht sich dabei in etwa auf den zweiten Bezirk sowie auch auf den Wiener Aspernbahnhof (Gelbard 2012: 6), der in ihm Erinnerungen auslöst, während Walter Fantl-Brumlik davon berichtet, dass ihn der Besuch seiner ehemaligen Arbeitsstätte, obwohl diese längst eine andere Funktion innehat, an seine damalige Tätigkeit und Ausbildung als Schlosser erinnert. Auch das zeugt von Erinnerungen, die sich an Orten festschreiben. Besonders wichtig ist dabei

Herren Gelbards Aussage über die bewusste Abgrenzung von diesen Erinnerungen, was zeigt, dass die Erinnerungen nicht ständig präsent sind, sondern eher situationsbedingt auftauchen und nicht ausschließlich emotional besetzt oder belastend sind.

Generell wurde geografischen Orten in Wien als solchen von den KZ-RückkehrerInnen im Hinblick auf ihre Biografie kaum Bedeutung für das gegenwärtige Leben in Wien zugemessen. Helga Feldner-Busztin stellte bei direkter Nachfrage klar. „Meine Geschichte ist personengebunden, nicht ortsgebunden.“ (Feldner-Busztin 2012: 19) Dennoch erzählte sie davon, wie eines der Häuser, in dem sie früher einmal gewohnt hatte, zum Träger für die Erinnerung an ein Erlebnis und eine Person wurde: „Aber dann hat es da die Hausmeisterin gegeben, in der Zelinkagasse. Immer wenn ich an dem Haus vorbeigehe, denke ich an sie. Meine Schwester ist noch im Kinderwagen gesessen und meine Mutter und ich sind nach Hause gekommen. Sie hat unten auf uns gewartet und gesagt: ‚Gehen Sie nicht in die Wohnung, da wird gerade ausgehoben.‘ Daraufhin sind wir zu einer christlichen Freundin gegangen, die hat uns zwei Nächte bei sich übernachten lassen – wirklich unter Lebensgefahr.“ (Feldner-Busztin 2012: 13) Das zeugt sehr deutlich davon, dass die Orte ihre Bedeutung für die Befragten durch die Erlebnisse an ebendiesen erlangt haben, die größtenteils mit sozialer Interaktion einhergehen. Die Befragten messen in der direkten Frage nach der Bedeutung von Orten in Zusammenhang mit Erinnerungen in Wien den Orten per se kaum Bedeutung zu, sondern den Erlebnissen, die mit den Orten verbunden werden. „Plätze ja, wenn ich mit der U-Bahn fahre, zum Schwedenplatz, da ist auch das große Ministerium, nicht? Wo die Opferfürsorge drin ist. Und diesen Park, dort haben wir uns manchmal als Jugendliche getroffen.“ (Fantl-Brumlik 2012: 14) Die Orte nehmen eine Nebenrolle ein. (vgl. Scheiderbauer 2012; Schrott 2012; Fantl-Brumlik 2012; Feldner-Busztin 2012) Die Ergebnisse dieser Untersuchung sprechen dafür, dass die Befragten sich den Großteil der genannten Orte gemerkt haben, weil sie durch gemachte Erfahrungen und Erlebnisse besetzt sind und nicht umgekehrt, was ebenfalls darauf hindeutet, dass geografischer Raum in der Erinnerung und/oder Reflexion durch soziale Interaktion (sei es durch Erlebnisse und Handlungen oder durch Kommunikation) sowohl in der Vergangenheit als auch in der Gegenwart primär als sozialer Raum wahrgenommen wird: „Die Stadt kann nichts

dafür. Es sind die Menschen. [...] Es waren hier in Wien anständige und unanständige Leute, wie überall. Aber das hat nichts mit der Stadt zu tun. Das hat mit der Bevölkerung zu tun.“ (Scheiderbauer 2012: 21) In den Episoden steht nicht der Ort in seiner Bedeutung im Vordergrund, sondern das, was an diesem Ort geschehen ist.

„Und in Wien bin ich dann zur IKG gekommen, ich habe gewusst, sie ist am Schottenring 25. Das Haus gehört, glaube ich, ja heute noch der Kultusgemeinde, glaube ich. Aber es ist vermietet. Und dort hat man mir gesagt: „Ja, deine Mutter ist da, aber sie ist irgendwo mit ihrer Freundin in der Müllnergasse. Geh einmal dort hin, da gibt es eine Familie, ich glaube das...“ Also ich bin hinuntergegangen und... Servitengasse, Grünetorgasse. Irgendwo hinter der Servitenkirche habe ich dann zwei Damen gesehen. Habe gesagt: „Mama!“ Sie hat sich umgedreht...“ (Schrott 2012: 4)

Dabei handelt es sich meist um Erinnerungen an soziale Interaktion in Form von positiven, negativen, neutralen oder einschneidenden Erfahrungen sowie um biografisch relevant empfundene Orte wie beispielsweise ehemalige Arbeits- oder Bildungsstätten. Die Orte verankern die Erzählung im Raum, aber nur der Inhalt der Erzählung gibt dem Ort seine Bedeutung und die Menschen – eingebettet in den gesamten historischen, politischen, sozialen, kulturellen und gesellschaftlichen Kontext der Erzählung – machen den Inhalt der Erzählungen und die Projektionsfläche eventueller Affekte aus. Ohne die Menschen, die sie einst belebten, wären die Orte der Erinnerung leer. „Wenn Sie das Gebäude in der Seitenstettengasse kennen, gibt es einen Turm. [...] Kornhäuselturm. Und da oben hat man raufgehen können. Und nachdem ich früher Angestellter der Kultusgemeinde war und auch Leute gekannt habe, haben wir also eine Clique gefunden – ein paar haben wir gekannt, die sind in Wien übrig geblieben und so weiter – und damals haben wir das Privileg gehabt, da rauf zu gehen, zehn Jugendliche, und dort haben wir uns getroffen. Das ist natürlich, wenn man vorbeigeht... Das sind Erinnerungspunkte, die ich mir anschau‘. Oder wir sind beim Notausgang vom Tempel, da war ja nicht das Hotel, da war ja ein flaches Haus, ein einstöckiges Haus. Da ist man vom Tempel hinaus auf das Dach gekommen. Da haben wir uns draußen gesonnt... Das sind eben Punkte, wenn ich im Tempel war – , ja, dort sind wir eben hinausgegangen‘. Das erinnert mich schon.“ (Fantl-Brumlik 2012: 14)

Auch Treffpunkte und Institutionen jüdischer Rückkehrer und Überlebender in Wien in der Nachkriegszeit spielen in der Erinnerung der KZ-Überlebenden eine Rolle: „Man hat irgendwie dann durch Bekannte erfahren, dass die Hakoah im Café Neubauhof – so hat es, glaube ich, geheißen, oder Neubau – ein neues Domizil gefunden hat. Am Urban-Loritz-Platz ist das gewesen. [...] Beim Westbahnhof in der Nähe. Und da treffen sich die jüdischen Leute. Die Rückwanderer, die Überlebenden, Freunde... Dieses „Neubauhof“ hat es nicht mehr gegeben, der damalige Präsident ist gestorben und hat das Kaffeehaus, glaube ich, nur gepachtet gehabt – das musste er zurückgeben. Ich glaube jetzt ist eine Putzerei drin, in diesem Eck. Das ist Ecke Burggasse/Urban-Loritz-Platz. Ist so eine Großputzerei, wo diese Maschinen drin stehen. Ja, dann hat man sich im Café Gartenbau getroffen und einmal wo anders...“ (Schrott 2012: 16f) Orte der Kindheit, der Kriegszeit und der Nachkriegszeit finden gleichermaßen Erwähnung in den Episoden der Befragten. Doch wichtig ist eben nicht der Ort selbst, sondern das, was an diesem Ort passiert ist. Das bedeutet, der Ort wird mit Erinnerung und damit mit Bedeutung besetzt, woraus folgt, dass ein Ort ohne Erinnerung und damit zusammenhängendem Erlebnis keine wirkliche Bedeutung hätte. Der ständige Wandel der Stadt, die Fluktuation im Lauf der Zeit mit anderen Menschen, neuen Gebäuden. Die Stadt ist vom Menschen gemacht und wird durch Menschen belebt. Ich denke, dass das Stadtgebiet durch diese Prozesshaftigkeit des urbanen Raumes, der durch Menschen entsteht und einem ständigem Wandel – einmal schneller, einmal langsamer – in sozialer, demografischer und materieller Hinsicht unterliegt, sehr stark als sozialer und von Menschen geprägter Raum wahrgenommen wird, was sich auch entsprechend in Erinnerungen niederschlägt.

Immer wieder fällt bei der narrativen Erwähnung von geografischen Orten in Wien – wie auch bei vorangegangenen Zitaten deutlich wurde – auf, dass die Befragten des Öfteren einen Vergleich von „heute“ zu „damals“ ziehen: „Kennen Sie? Lilienbrunnengasse. Das Haus, wo jetzt der Eingang zum Bad ist, das war wo wir in der Lilienbrunnengasse gewohnt haben. Das Haus ist schon lange abgerissen.“ (Fantl-Brumlik 2012: 2) Oder auch: „Als die Deutschen im Jahre ‘38 im März gekommen sind – das war am 13. März oder 14., 15. –, haben wir in der Lerchenfelderstraße gewohnt und ich bin die Lerchenfelderstraße hinunter zum Palais Auersperg und da war rechter Hand der Weghuberpark, der hinter dem Volkstheater ist. Es ist jetzt,

glaube ich, nicht so ausgebaut, aber damals war es ein kleiner Park.“ (Schrott 2012: 5). Diese erwähnten Veränderungen der Orte sind bezüglich des Narratives interessant, dass sich darin erkennen lässt: Die Erwähnung kann als Versuch der Herstellung von Anknüpfungspunkten zwischen ErzählerIn und ZuhörerIn gesehen werden. Der/die ErzählerIn erstellt für den/die ZuhörerIn eine Art Erinnerungstopografie, anhand der sich der/die ZuhörerIn räumlich orientieren kann<sup>21</sup>, was die Erzählung bekräftigt und unterstützt, aber stellt auch eine generelle Verbindung zwischen Vergangenheit und Zukunft – dem vergangenheitsbezogenen Inhalt der Narration und der gegenwärtigen narrativen Handlung – her. Meist wird in solchen Vergleichen auf bauliche und/oder nutzungsbezogene Veränderungen geografischer/architektonischer Ort hingewiesen. Es zeigt sich dadurch auch, dass die Orte, die narrativ mit Erinnerungen aus der Vergangenheit zusammenhängen sowie auch die Wahrnehmung der heutigen Orte nicht nur durch persönliches Erleben umbesetzt werden können, sondern auch einem Bedeutungswandel von außen erliegen, dem die Erinnernden durch die Erwähnung der Veränderungen in ihrer Narration Ausdruck verleihen, indem sie eine klare Grenze zwischen „damals“ und „heute“ ziehen.

Ein weiterer interessanter Aspekt, den die Untersuchung der Bindung von Erinnerungen an Orte aufwirft, ist die Tatsache, dass die von mir befragten KZ-RückkehrerInnen überraschend wenig von der Bedeutung bestimmter Orte für ihre Erinnerung und kaum von Orten, die Erinnerungen in ihnen auslösen würden, sprachen. Das spricht dafür, dass die Rückkehr an den ehemaligen Lebensraum einerseits den eventuellen Verlust der Orte wiederherstellen konnte, und dass die Orte vor allem durch die Dauerhaftigkeit der Rückkehr und die verhältnismäßig „geringe“ Zeitspanne (im Vergleich zu EmigrantInnen, die oft erst Jahrzehnte später in die ehemalige Heimat zurückkehrten), die zwischen Deportation und Rückkehr lag, durch Veränderung und durch neue Erfahrungen neu besetzt werden konnten und sich potenziell traumatische Erinnerungen bezüglich der Stadt selbst, im Sinne von Orten, Straßen und Plätzen in Verbindung mit bestimmten Geschehnissen, (bewusst oder unbewusst) aufgearbeitet und überwunden wurden. Jaqueline Vansant beschreibt, wie

---

<sup>21</sup> vgl. Vansant (2001: 100), Kapitel 3.5., die beschreibt wie MemoirenschreiberInnen „memory-maps“ für ihre LeserInnen herstellen.

durch den Verlust der Orte ebendiesen hohe erinnerungsbezogene, nostalgische und emotionsgeladene Bedeutsamkeit zugemessen wurde. (vgl. Vansant 2001: 89f; siehe Kapitel 3.4. und 3.5.) Bei den KZ-RückkehrerInnen scheint dies genau umgekehrt. Die Orte selbst erlangen relativ wenig Bedeutung, weil es Gelegenheiten gab, sie durch die spätere Erfahrung im Alltag neu zu besetzen. Das bezeugt beispielsweise die Antwort von Frau Scheiderbauer auf die Frage, ob es etwas gäbe, woran sie sich immer erinnere, wenn sie an einem bestimmten Ort vorbeikäme: „Eigentlich nicht. Eigentlich nicht, nein. Da ich hier lebe, sind mir die Orte eigentlich alle vertraut.“ (Scheiderbauer 2012: 17) Durch den Bedeutungswandel, durch die Umbesetzung mit neuen Erinnerungen und Erlebnissen und durch die Loslösung der Vergangenheit von den Orten durch gegenwärtiges, alltägliches Erfahren, bleibt die Vergangenheit eher an Menschen und damit soziale Interaktion gebunden als an die reinen Schauplätze der Erinnerung. Vansant bestätigt dies mit ihrer Ansicht, dass das Wiedererfahren der Orte bewirkt, dass diese langsam mit nicht-traumatischen Erinnerungen besetzt werden können. (Vansant 2001: 100ff)

Auch die Auswertung der Gründe für Rückkehr und Verbleib in Österreich spricht für eine Umbesetzung der Orte durch alltägliches Erfahren. Keine/r der KZ-RückkehrerInnen ist nach Wien zurückgekehrt weil er/sie Wien im geografischen Sinne konkret als „Heimat“ begriff. Gründe für die Rückkehr nach und den Verbleib in Wien waren fast ausschließlich die Familie beziehungsweise die Eltern der KZ-RückkehrerInnen (mit Ausnahme von Herren Fantl-Brumlik, der als Einziger seiner Familie überlebte). Das bedeutet, Wien ist nach dem potenziellen „Verlust“ des Heimatgefühls mit der Zeit wieder Heimat geworden, was ebenfalls auf die emotionale Umbesetzung des Stadtgebiets hinweist.

Die befragten KZ-Überlebenden besetzen Orte in Wien mit Erinnerungen, was insofern Einfluss auf die Wahrnehmung des aktuellen geografischen Raumes Wien hat, dass dieser aufgrund der Wahrnehmung des historischen Erinnerungsraumes Wien nicht als geografischer sondern viel eher als erlebnisgebundener, sozialer Raum, weitgehend von der Vergangenheit abgekoppelt, betrachtet werden kann.

Die erste Hypothese dieser Forschung lautete, dass österreichisch-jüdische KZ-Überlebende, die nach Wien zurückgekehrt sind und 2012 noch in Wien leben,



prägende Erinnerungen an ihr Leben in Wien bis 2012 räumlichen Erinnerungen zuordnen, die für sie von individueller Bedeutung sind. Diese Hypothese lässt sich nach der Auswertung der Interviews nur insofern bestätigen, als dass eine räumliche Zuordnung von Erinnerungen stattfindet, die Orte aber nicht unbedingt als prägend dafür empfunden werden. (vgl. Fantl-Brumlik 2012; Scheiderbauer 2012; Gelbard 2011; Schrott 2012; Feldner-Busztin 2012) Eher wird eine Erinnerungstopografie erstellt, die der persönlichen Orientierung sowie dem Narrativ zu seiner Verankerung und Verifizierung in der Gegenwart dient. Ebenso variiert die Bedeutung der Orte, die meist mit Episoden verbunden sind und die von den Befragten selbst gewählt wurden, wobei die Bedeutung eben nicht auf den Orten selbst liegt, sondern im Inhalt der Episode, dem die Orte untergeordnet sind.

*Ad. 2.1.: Haben diese Räume/Orte gegebenenfalls in Bezug auf den gesamten „Prozess“ – Deportation, KZ-Erfahrung, Rückkehr nach und Leben in Wien – Bedeutung für die RückkehrerInnen erlangt und wenn ja, wie?*

Als Erstes kann hierzu festgestellt werden, dass die Orte nicht pauschalisiert als prozesshaft in ihrem Bedeutungsgewinn gesehen werden können. In der vorliegenden Befragung gab es kaum Beispiele für Orte, deren Bedeutung sich aus dem genannten Prozess ableitet und ohne ihn nicht betrachtet werden kann. Ein Beispiel, das hingegen sehr eindrücklich auf das Gegenteil hinweist, ist die folgende Passage aus dem Interview mit Herbert Schrott, die ausgezeichnet die Bedeutung eines Ortes in Bezug auf den gesamten Prozess, die diesbezügliche Prozesshaftigkeit der Entstehung von Bedeutung, die dadurch entstehende Verbindung von Vergangenheit und Gegenwart, emotionale Bindung an den Ort als sozialen Raum, als Erinnerungsraum und als Symbol für das Überleben, widerspiegelt und gleichzeitig den Kontrast zu Orten zieht, die ihre Bedeutung nicht im Zuge dieses Prozesses erlangt haben: „Wissen Sie, der Tempel, das Gotteshaus, das einzige das in Wien übrig geblieben ist, war die Seitenstettengasse. Das hat man also angeblich vor der Vernichtung verschont, weil es inmitten von Häusern gestanden ist. Ich weiß nicht warum – andere sind auch inmitten von Häusern gestanden. Man hat sie verbrannt, ausgebrannt und angezündet. Und irgendwann nach dem 10. November, nach der sogenannten Reichskristallnacht, war ich dort und in diesem Tempel war alles zerstört. Das hat mich sehr berührt. Und wenn

ich heute hingehere und sehe, wie dieses Gotteshaus völlig neu erstanden ist – und ich bin wirklich nicht religiös, absolut nicht, im Gegenteil, - in mir ist immer der Zweifel, ob es einen Herrgott gibt oder nicht, den werde ich nicht los. Der Zweifel, wissen Sie, dass ein Herrgott so etwas überhaupt zulassen kann. Dann freue ich mich immer, wenn ich sehe, dass diese Stätte wiederauferstanden ist. Das würde ich sagen, ist eine Erinnerung für mich, als ich zu der Zeit war, wo man sich dort anmelden musste, ich weiß nicht, irgendetwas war da vorgesehen, eine Registrierung nach diesem 10. November. Und die waren in dieser Bethalle, die völlig ausgebrannt war. Es war ja zerstört – ich weiß nicht, ob es verbrannt war, zerstört war es eben. Und da sind diese einzelnen SS-Leute gestanden, auch von der SS-Verfügungstruppe, mit Stahlhelm und Gewehr oder Maschinenpistole, und haben uns dort in Empfang genommen. Und jetzt gehe ich hinein und treffe Freunde, spreche auch manchmal ein Gebet, obwohl mir – muss ich ehrlich sagen – die Überzeugung fehlt... Dieses Haus, würde ich sagen, ist für mich eine Erinnerung. Ich bin auch einmal in das Haus, in dem wir viele Jahre gewohnt haben, als Kind, gegangen. Das war mir so fremd. Ich bin gleich wieder hinausgegangen. Wo ich noch als Kind gegangen bin. Oder die Volksschule gibt es nicht mehr, in die ich gegangen bin. Und das Gymnasium gibt es schon. Das ist jetzt, glaube ich, eine Hauptschule. Naja. Ab und zu, wenn ich in die Gegend komme, erinnere ich mich daran und dann gehe ich dort vorbei und dann schaue ich es mir an... „Aha, Ah ja.“ Aber...es berührt mich nicht. In diesen Tempel zu gehen, das berührt einen schon, ja. Da würde ich sagen, es ist eine Erinnerung für mich.“ (Schrott 2012: 14f) Auf die Frage nach der symbolischen Bedeutung des Tempels antwortete Herr Schrott: „Und dass er wieder aufgebaut worden ist, dass man das Leben wieder zurückbekommen hat.“ Die Bedeutung des Tempels für Herrn Schrott zeigt deutlich, wie der Erinnerungsraum auf den gesamten Prozess Bedeutung erlangt hat.

In meiner zweiten Hypothese nahm ich an, dass die Verknüpfungen von Ort und Erinnerung in Bezug auf den gesamten Prozess – Leben in Wien, Deportation, KZ-Erfahrung, Rückkehr nach und weiteres räumliches und soziales Leben in Wien – Bedeutung für die RückkehrerInnen erlangt haben und daher der Lebensraum „Wien“ diesbezüglich nicht losgelöst von diesem Prozess und den damit zusammenhängenden Erinnerungen betrachtet werden kann. Diese Hypothese lässt sich insofern nicht vollständig verifizieren, als dass es unterschiedlichste Formen der Verknüpfung von

Erinnerung und Ort gibt, und sich die Verknüpfungen, die die Befragten von Erinnerungen zu Orten herstellten, größtenteils auf die Erlebnisse, nicht auf die Orte bezogen. In der gegenwärtigen Wahrnehmung der Stadt Wien finden sie kaum Berücksichtigung und die KZ-RückkehrerInnen selbst messen den Orten in Verbindung mit ihrer Vergangenheit bei direkter Frage kaum Bedeutung für ihr gegenwärtiges Leben zu.

*Ad. 2.2.: Werden diese Räume im Alltag erfahren? Wenn ja, wie bzw. wodurch?*

Es gab in meiner Befragung kaum Hinweise darauf, dass die Überlebenden die von ihnen direkt, episodisch und narrativ erwähnten Orte in ihrem Alltag bewusst erfahren. In Bezug auf die zweite Forschungsfrage wurde bereits vermerkt, dass manche Orte Erinnerungen auslösen können, diese aber nicht mit außergewöhnlichen Affekten verbunden sind. Insofern werden die Orte zwar gelegentlich im Alltag erfahren, jedoch wird ihnen dabei kaum Bedeutung zugemessen. Auch gibt es keine Orte, die bis heute gemieden werden. Früher gab es solche Orte aber schon, wie Herr Gelbard erzählt: „Naja, es war so, dass ich ja nach dem Krieg [...] jahrelang nicht in den zweiten Bezirk konnte, während ich jetzt wieder sehr gerne hinunterfahre. [...] Es hat für mich eine starke Anziehung, warum soll man solche Wurzeln leugnen – ich habe ja auch keinen Grund dazu. Deshalb fahre ich heute wieder. Aber natürlich, wenn ich durch die Straßen gehe, zum Beispiel vor schweren Entscheidungen, dann nehme ich mir ein Taxi und fahre dort hin, wo ich aufgewachsen bin. Sie haben diese Gegend gesehen, die ja eine Unterweltgegend war, wo ich eigentlich trotzdem schöne Erlebnisse hatte.“ (Gelbard 2011: 3). Die meisten Räume werden demnach im Alltag als neutral erfahren und erlangen erst im Erinnerungsprozess selbst Bedeutung in Hinsicht auf die Lokalisierung und Verankerung der Narration. Es gibt aber Orte, wie auch bei Rudolf Gelbard deutlich wird, die die Befragten gelegentlich bewusst aufsuchen: „Ich gehe auch ganz gerne einmal vorbei wo ich gearbeitet habe, bei der Wehrmacht unten... Das war bei der Albrechtskaserne unten im zweiten Bezirk oder wo die Leergutsammelstelle eben war.“ (Schrott 2012: 14) Das zeigt, dass die Orte, die Bedeutung für die RückkehrerInnen erlangt haben, eher nicht im Alltag, aber durch die Erinnerung bewusst erfahren und aufgesucht werden. Generell handelt es sich dabei um positiv besetzte Orte.

## *Weitere Ergebnisse*

Neben den gestellten Forschungsfragen gab es noch eine Reihe anderer interessanter Aspekte, die sich im Zuge der Interviews auftaten, von denen einige in Bezug zur vorliegenden Forschung gesetzt werden können und die ich im Folgenden überblicksmäßig darlegen möchte. Dabei geht es einerseits um den Bezug auf ein „Kollektiv“ während der Interviews und andererseits um konstituierende Faktoren wie soziales Umfeld bezüglich „jüdischer“ und „nicht-jüdischer“ Gesellschaft, dem Umgang mit der individuellen und kollektiven Vergangenheit, gesamtgesellschaftliche Einschätzungen in Bezug zu Gegenwart und Zukunft, sowie auch um ideologische Auswirkungen auf die Überlebenden selbst. Diese Faktoren sind durch die Vergangenheit geprägt und können nicht vollkommen voneinander abgegrenzt betrachtet werden, da sie des Öfteren in Verbindung mit und im Vergleich zueinander genannt wurden und in ihren Bezügen ineinander übergreifen.

Beginnen möchte ich dabei mit jüdischem Leben in Wien in der Vergangenheit – der Zeit nach der Rückkehr nach Österreich. Der historische Teil dieser Arbeit hat gezeigt, dass die nationalsozialistische Vergangenheit in Österreich oft unter den Tisch gekehrt wurde, dass auch nach dem Sieg über den Nationalsozialismus ein latenter Antisemitismus fortbestand und dass es Jahrzehnte dauerte, bis Regierungsmitglieder Österreichs eine Mitschuld Österreichs an der Shoah öffentlich zur Sprache brachten. Die Folgen dieser Umstände waren vielschichtig. Die Auswirkungen auf jüdische RückkehrerInnen in Wien können nicht generalisiert werden, doch zeichnet beispielsweise Elisabeth Scheiderbauer ein eindeutiges Bild: „Wie also damals das jüdische Leben war? ‚Rede nicht darüber‘.“ (Scheiderbauer 2012: 8) Auch Rudolf Gelbard erzählt von den „Konzessionen“, die viele jüdische Mitmenschen machen mussten und davon, dass oft bewusst nicht über den Nationalsozialismus gesprochen wurde. (Gelbard 2011: 2f) Die folgenden Passagen aus dem Interview mit Elisabeth Scheiderbauer zeigen, dass diese Übereinkunft des Schweigens über Kriegszeit und Shoah vor allem den Kontakt zu nicht-jüdischen ÖsterreicherInnen kennzeichnete, und weniger innerhalb der eigenen Erfahrungsgemeinschaft besprochen wurde. Sie zeichnen ebenfalls ein gutes Bild des gesamtgesellschaftlichen Klimas dieser Zeit, das voller Widersprüche war, und das vor allem den jüdischen Umgang mit der

Vergangenheit als Reaktion auf ihre Verfolgung während der Kriegszeit und gesellschaftliche Entwicklungen, wie etwa auf den latenten Antisemitismus und die österreichische „Opferrolle“ der Nachkriegszeit, zeigt.

„Ich ging dann in die Grünentorgasse, die Volksschule im neunten Bezirk, und da hat man mir nahegelegt: ‚Sag‘ nichts. Rede nicht darüber‘. Alle Kinder haben mitgemacht. ‚Du redest nicht von deiner Vergangenheit‘. Und das habe ich auch gemacht.“

(Scheiderbauer 2012: 6) „Ich habe aber dann ein gar nicht so schlechtes Zeugnis gehabt und meine Eltern haben damals noch immer gesagt: ‚Du brauchst niemandem etwas von deiner Vergangenheit erzählen. Du hast keine Religion‘. [...] Ich habe ja auch genau verstanden – damals war ich ja schon elf, zwölf Jahre alt –, dass da lauter Kinder sind, die anders sind als ich. Sie mussten es nicht wissen. Wir haben nicht geredet, die Kinder haben nicht geredet. Wir haben Völkerball gespielt, aber nicht von der Vergangenheit geredet. Es haben alle Kinder sicher genug mitgemacht. Und dann ist ein Mädchen in meine Klasse gekommen, die Lilli Gessler hieß. [...] Irgendwann hat sie dann gesagt: ‚Wir sind auch vertrieben.‘ Da habe ich gesagt: ‚Du, ich bin eigentlich jüdisch.‘ Und sie hat gesagt: ‚Ich auch‘. Aber das war nur so Geplänkel. [...] Dann habe ich so mit zwölf, glaube ich, die Aufnahmeprüfung in der Akademie für Musik und darstellende Kunst in der Tanzabteilung gemacht und habe dann so mit vierzehn eingesehen, dass ich beides zusammen nicht schaffe – also das Gymnasium und die Akademie. Ich habe mich aber damals entschlossen [...], die Akademie fertig zu machen. Und in der Akademie haben meine Eltern gesagt: ‚Du, du musst niemandem von deiner Vergangenheit erzählen. Du tanzt. Rede nicht darüber‘.“

(Scheiderbauer 2012: 7f) Nach dem Abschluss an der Akademie wurde Frau Scheiderbauer in Salzburg engagiert: „Und da ging es dann weiter, da war ich siebzehn – das muss im Jahr ‘57 gewesen sein –, dass meine Eltern gesagt haben: ‚Weißt du was, wenn du jetzt nach Salzburg fährst, sag‘ niemandem, dass du eine Jüdin bist‘. [...] Die Ballettmeisterin dort, glaube ich, war eine Halbjüdin oder jedenfalls wusste sie es und ich glaube, sie hat es mir auch nahegelegt, dass ich nicht darüber rede, denn ich war siebzehn, im Jahr ‘57, oder achtzehn – das muss ‘58 gewesen sein – aber die anderen Ballett-Mädchen waren älter. Sie waren ungefähr fünfunddreißig – zwischen dreißig und fünfunddreißig – und die haben den Krieg aber noch miterlebt. Da erinnere ich mich wirklich, dass in der Ballett-Garderobe ein Weihnachtsbaum stand und sie

das Horst Wessel-Lied gesungen haben. Das war: Die Fahne hoch, die Reihen tief geschlossen, SS marschiert in gleichem Schritt und Tritt... Das waren aber die Mädchen, die zu der Zeit dann mit dem Amis zusammen waren.“ (Scheiderbauer 2012: 10) Nachdem Frau Scheiderbauer mit der Situation in Salzburg unglücklich war, bewarb sie sich als Tänzerin an der Volksoper in Wien und wurde angenommen. In Wien hatte sich die Lage inzwischen verändert: „Und dann Wien, in der Volksoper, war ein anderer Ton. Da konnte ich schon sagen, dass ich Jüdin bin. Da waren auch jüdische Sänger... Da war das anders. Aber es war doch bis '55 günstig, nicht darüber zu reden.“ (Scheiderbauer 2012: 11)

In der vorangegangenen Passage wird auch klar, dass das soziale Umfeld in der Nachkriegszeit eine wichtige Rolle spielte. Das Schweigen über die Vergangenheit wurde vor allem in den nicht-jüdischen und/oder nicht-verfolgten Mehrheitsgesellschaften praktiziert. Die Differenzierung der österreichischen Bevölkerung nach den Nürnberger Gesetzen hatte bewirkt, dass durch die unterschiedlichen Erfahrungen und Erlebniswelten während der Kriegszeit auch danach eine Differenzierung aufrechterhalten blieb. Jüdische RückkehrerInnen hatten durch die Verfolgung und Vernichtung während des Nationalsozialismus` das Vertrauen in ihr ehemaliges soziales Umfeld verloren, wodurch der Kontakt zur eigenen Erfahrungsgemeinschaft wichtiger wurde. Während des Krieges war es möglich geworden, dass aus freundlichen Nachbarn Verfolger, aus ehemaligen höflichen Bekannten glühende Antisemiten wurden. Dieses Misstrauen fand in der Nachkriegszeit in der selektiven Auswahl sozialer Kontakte seinen Ausdruck. Gelbard fasst das Dilemma der damaligen Zeit so zusammen: „Es war schwierig, weil man ja nicht wusste, wer Freund und wer Feind ist. Ich habe die erste Zeit nur unter Juden, unter politischen Häftlingen die nicht Juden waren – aller politischen Anschauungen – und Künstlern verkehrt, weil man sich da sicher war, es waren Anti-Nazis, keine Antisemiten. [...] Aber ich habe mich doch sehr in diesen Kreisen bewegt, in denen ich sicher war [...].“ (Gelbard 2011: 1f) Auch im Interview mit Herbert Schrott (2012) und Elisabeth Scheiderbauer (2012) zeigt sich dieser bewusst gewählte Kontakt zur eigenen Erfahrungsgruppe, bedingt durch Misstrauen aufgrund der gemachten Erfahrungen und durch fortwährenden Antisemitismus. Elisabeth Scheiderbauer erzählt dabei auch vom innerfamiliären Umgang mit dem engeren Kontakt außerhalb

der eigenen Erfahrungsgemeinschaft: „Ich weiß nicht, ob Ihnen meine Schwester das erzählt hat, aber ich habe sie dafür gehasst, dass sie, wenn ich einen Verehrer hatte, gekommen ist und gesagt hat: ‚Ich sage es ihnen, wir sind Juden. Damit sie nachher nicht sagen, ‚ich habe es nicht gewusst‘. [...] Ich habe sie dafür gehasst. Aber sie hat es tatsächlich so gemacht. Wenn ich irgendjemanden gebracht habe, sie hat es SOFORT gesagt, weil sie gesagt hat: ‚Ich muss dich vor Verletzungen bewahren‘.“ (Scheiderbauer 2012: 11)

In den Interviews kommt der bewusste Kontakt zur eigenen Erfahrungsgemeinschaft zusätzlich dadurch zum Ausdruck, dass oft jüdische Institutionen und kollektive Treffpunkte jüdischen Lebens in Wien wie Cafés (Schrott 2012; Fantl-Brumlik 2012), die Gordonia (Scheiderbauer 2012), die Hakoah (Schrott 2012/Scheiderbauer 2012) oder der Tempel in der Seitenstettengasse (Scheiderbauer 2012, Schrott 2012) genannt wurden. Nicht alle dieser Orte und Institutionen beziehen sich auf die Vergangenheit. Das soziale Umfeld der KZ-Überlebenden hat sich im Laufe der Zeit vermutlich sehr unterschiedlich entwickelt, wobei eine gewisse Vorsicht im Umgang mit Menschen generell zu spüren ist – blindes Vertrauen ist diesen Menschen sicher fremd.

Besonders bemerkenswert fand ich dabei die ideologischen Schlüsse, die die Befragten aus ihren Erfahrungen und Erlebnissen gezogen haben. Alle fünf Befragten haben im Zuge narrativer Passagen ideologische Einstellungen an den Tag gelegt – sie wirken tolerant und sprachen eigentlich ohne Verbitterung über Vergangenes und über ihr Leben im „Land der TäterInnen“. Alle der InterviewpartnerInnen sprachen sich in irgendeiner Form gegen einseitige Sichtweisen aus. Zentral ist dabei ihre Ablehnung einer „österreichischen Kollektivschuld“ (vgl. Feldner-Busztin 2012; Gelbard 2011; Scheiderbauer 2012;) und die Betonung dessen, dass die Zeit im KZ und die Erfahrungen während des Nationalsozialismus` eine ideologische Prägung hervorrief, die sich prozesshaft entwickelte und in der Familie weitergegeben wurde: „Das ist schon eines von den Dingen die ich daraus gelernt habe: Man darf nie generalisieren und sagen ‚die Zigeuner‘ oder ‚die Juden‘ oder ‚die Neger‘ oder ‚die Christen‘ oder ‚die Moslems‘... Das ist das größte Unglück, dass die Leute dieses Kantönli-Denken haben. Allerdings muss ich sagen, als wir zurückgekommen sind, war ich von einem Hass besessen, das war unglaublich.“ (Feldner-Busztin 2012: 8) „Im Lauf der

Jahrzehnte ist mir der Hass vergangen. Denn der Hass ist blind und ungezielt, nicht? Und ist auch nichts anderes. So im Jahr '45 wollte ich an jeder Laterne Einen hängen sehen, aber da war ich dumm und jung.“ (Feldner-Busztin 2012: 11) „Aber wissen Sie, man kriegt schon eine andere Einstellung zum Leben. Vor allem die Prioritäten, die sind schon anders.“ (Feldner-Busztin 2012: 13) Oder Rudolf Gelbard: „Also, ich habe im Lager sehr viel gelernt. Sehr viel. Ich habe heute sehr gute Schuhe an – das sage ich auch im Buch – und wenn ich gute Schuhe habe...es ist kalt, ich habe Socken...Habe ich sechs Wochen hartes Brot, auch gut. Habe ich Wasser dazu, auch gut. Also, ich habe eine ganz andere Wertigkeit. Nur ist der Preis zu hoch, für das, was man dort lernt.“ (Gelbard 2011: 11)

Die Anthropologin Rylko-Bauer, selbst Kind einer KZ-Überlebenden, spricht von einer starken Prägung bei den Kindern Überlebender, gegen Unrecht und Rassismus vorzugehen. Die ideologische Einstellung ist aufgrund der Geschichte der Eltern klar gegen diese Übel gerichtet, (vgl. Rylko-Bauer 2005:7f) Es gab mehrere Hinweise in den Interviews darauf, dass diese Einstellungen bewusst in der Familie weitergegeben wurden. Dieser Bezug auf ein kollektives (Gegen-)Gedächtnis kann sicher Anlass und Impuls für weitere Forschungen sein. Auf familiärer Ebene kommt zudem der Bezug auf ein erfahrungsgemeinschaftliches Kollektiv zum Ausdruck. „Nach diesen Kriegserlebnissen ist die Sippe sehr wichtig, nicht? [...] Das ist schon ein ziemlich starker Familienzusammenhalt, nicht?“ (Feldner-Busztin 2012: 10) „Also, wir haben den Kindern immerhin die sogenannte Sippenhaftung mitgegeben... Für uns übersetzt: dass sie auf die Sippe schauen. Und es ist jeder bemüht, seinen Kindern auch ein bisschen was mitzugeben.“ (Feldner-Busztin 2012: 23) „Aber sie sind damit aufgewachsen und ich finde, dass man Kindern auch die Realität zeigen muss. Es hat ihnen nicht geschadet. Das Bewusstsein, wer sie sind und die Abkehr vom Fanatismus. Unter meinen direkten Nachfahren gibt es keine Fanatiker.“ (Feldner-Busztin 2012: 19)

Frau Scheiderbauer sieht ebenfalls die Toleranz gegenüber den „Anderen“ als wesentliches Charakteristikum jüdischer KZ-Überlebender in Österreich: „Ja. Wir haben also, glaube ich, eine völlig andere Sicht auf Diskriminierung und



Auswanderung und Asylanten und Frau Bock<sup>22</sup>.“ (Scheiderbauer 2012: 13) Über ihre Kinder und Enkelkinder sagt sie: „Also, es ist schon so, dass sie sehr stark von mir geprägt sind – in manchen Beziehungen, in manchen anderen wieder überhaupt nicht. [...] Also, man kann auch seine Umgebung von sich aus beeinflussen. [...] Und das nicht durch Hass. Also, ich habe mich immer bemüht, alles von zwei Seiten zu sehen und Erklärungen zu finden, warum jemand so ist. Oder ich plärre eben und sage jemandem meine Meinung, das schon.“ (Scheiderbauer 2012: 13)

Im Zuge der Interviews kam es auch zu unterschiedlichen Reflexionen über gegenwärtige gesellschaftliche Belange und Sichtweisen, die abschließend zum Nachdenken anregen können:

Frau Feldner-Busztin reflektierte auch über die Frage unterschiedlicher nicht-jüdischer Generationen in Bezug auf Gesellschaft und Nationalsozialismus und über die Veränderung im Vergleich zu heute: „Die ursprüngliche Generation, also die, die noch eine Generation über mir waren, na, die war schon sehr geprägt. Also, da musste man schon sehr Acht geben. So wie mein Nachbar, nicht? Also, da gibt es schon noch welche, die sehr infiltriert sind. Und dann gibt es auch welche, die es verarbeitet haben und bedauern. Selbst... natürlich, ein Mörder ist ein Mörder. Da gibt es keine Verjährung. Aber es gibt ja sehr viele Mitläufer, die daran geglaubt haben und die muss man da ausnehmen. Und deren Kinder haben sich ja auch teilweise gegen die Eltern gewandt, nicht? Sind wieder anderswo... Und jetzt, die vierte Generation, ist wieder von Strache<sup>23</sup> angesteckt. Denen gefallen die Kriegsspiele, die Grausamkeiten und die Entbehrungen haben sie nicht am eigenen Leib kennengelernt. Und so... mit Paint geschossen, das ist ja ganz lustig, nicht? Und dieses Dasein ‚Wir sind die Disziplinierten und die anderen die Schlurfe und alle Türken sind kriminell‘, das ist ja sehr verbreitet.“ (Feldner-Busztin 2012: 21) Für sie sollte vor allem bei junge Menschen – folgenden Generationen – Bildungsarbeit betrieben werden: „Es wäre kein Fehler, wenn in den Schulen mehr getan werden würde, nicht? Aber es ist ja ein großes Problem. Wobei die verschiedenen elektronischen Medien sicher nicht gut für die

---

<sup>22</sup> Ute Bock ist eine Flüchtlingshelferin aus Wien

<sup>23</sup> Heinz-Christian Strache ist ein österreichischer Politiker der Freiheitlichen Partei Österreichs (FPÖ).

Erziehung sind, nicht? Und die ganzen Kampfspiele und so. Und die frustrierten Jugendlichen. Denn ich sehe das ja bei uns. Wir laden sehr viele Jugendliche ein, weil es uns lieber ist wenn sie herkommen als wenn unsere hingehen, nicht? Und da sieht man trotzdem es zum Teil auch jüdische Jugendliche sind: Sie sind so leer. Da gibt es so wenige, die politisch debattieren oder engagiert sind und so... Sie sind zum Teil sehr, sehr leer. Sie haben wenig Inhalt. Es geht ihnen zu gut.“ (Feldner-Busztin 2012: 22)

Das Problem des gesellschaftlichen Antisemitismus sehen manche der KZ-Überlebenden nicht als rein historisches Problem. Herr Schrott erlebt etwa einen großen Bevölkerungsanteil nach wie vor als tendenziell antisemitisch: „Man hat halt im Unterbewusstsein immer das Gefühl, man hätte anders handeln sollen. Aber... Wissen Sie, ich denke, dass ich, wenn ich das rein mathematisch betrachte, weiß, dass sechzig Prozent Juden ablehnen. Ich will nicht sagen hassen oder umbringen wollen. Ablehnen. Ablehnen heißt für mich, wenn Sie sagen: ‚Möchten Sie neben dieser jüdischen Familie wohnen?‘ Sagt er: ‚Nein, neben einem Juden möcht‘ ich nicht wohnen.‘ Sehen Sie, das ist schon der Beginn. Die lehnen das ab. Oder: ‚Würden sie es auch begrüßen, wenn ihre Tochter einen Juden heiratet?‘ Das... Wissen Sie, mein Sohn hat zufällig eine nicht-Jüdin geheiratet. Aber es gibt auch welche, die eben sagen: ‚Nein, will ich nicht.‘ Deswegen sage ich, sechzig Prozent lehnen das ab. Das gibt es nach wie vor. Zehn Prozent von diesen sechzig sind absolute Hasser. Ja? Also fünfzig lehnen ab, aber zehn Prozent sind Hasser, das sind also Strache und Konsorten, die die Propaganda machen. Und die restlichen vierzig, zu denen gehören Sie. Sie haben Interesse, Sie nehmen es auf, Sie setzen sich damit auseinander, Sie beurteilen das nach normalen menschlichen Voraussetzungen indem Sie sagen: ‚Das sind auch Menschen, genauso wie wir. Haben auch ihre Fehler, sind genauso böse und genauso gut und genauso schön und genauso mies und genauso schlecht wie alle anderen.‘ So sehe ich das. Sechzig zu vierzig. Leider. Sechzig sind – immer noch fast zwei Drittel – so eingestellt. Wie es so schön heißt: ‚Der ist ein Jude, das wissen sie ja... Aber ein anständiger Mensch!‘ Aber ein anständiger Mensch. Merken Sie das? [...] Was glauben Sie, wie oft ich das schon gehört habe. [...] Wahrscheinlich bin ich schon so abgehärtet, habe mir so eine harte Haut wachsen lassen... Ich bin nicht wütend. Ich

freue mich, wenn ich andere höre oder sehe, die eben anders sprechen. Die anders eingestellt sind.“ (Schrott 2012: 20)

Frau Scheiderbauer kritisiert hingegen eher eine Art von verdecktem Antisemitismus, der durch die Kritik an Israel gekennzeichnet ist: „Es werden keine antisemitischen Bemerkungen gemacht. Jetzt ist es so: Über Israel darf man schimpfen. Da hat jeder das gute Recht, die Israelis zu verurteilen und die armen Palästinenser...“

(Scheiderbauer 2012: 12) „Die Angst, die ich habe ist, dass ein neuer Antisemitismus durch die starke Anzahl an Türken und Palästinensern entstehen wird, die in Österreich leben, und die ihre Aggression die sie gegen Israel haben, hier gut gegen die Juden einsetzen. Und da es etwa achthunderttausend Fremde – also falsch, es sind keine Fremden, es sind achthunderttausend Muslime, die es hier gibt – und maximal zehntausend Juden. Die Gefahr besteht, dass, um Wähler zu bekommen, ein neuer Antisemitismus entsteht. [...] Achthunderttausend Türken, die wählen können, gegen zehntausend Juden.“ (Scheiderbauer 2012: 15) Besorgte Blicke in die Zukunft wirft nicht nur Frau Scheiderbauer. Auch Herr Schrott hat sich dahingehend geäußert. Kritische Betrachtungsweisen gegenwärtiger politischer Entwicklungen sind für ihn stark mit vergangenen Erfahrungen verbunden: „Heute bin ich sehr traurig, dass man wieder das Aufleben dieses Rechtsextremismus sieht und hört und spürt und gerade jetzt habe ich das hier wieder in der Zeitung gelesen, dass speziell die Jugend von diesem Rechtsextremismus betroffen wird. Befallen wird, quasi. Dass man zu wenig tut, um die Jugend darauf hinzuweisen, was diese Art von Politik bedeutet, diese Ausgrenzungspolitik und diese Politik der Missachtung von Menschenrechten, wie wir sie alle erlebt haben. Das ist leider bedauerlich. Und es ist sehr traurig für mich daran zu denken, dass es vielleicht einmal einen Bundeskanzler Strache geben kann.“

(Schrott 2012: 4f)

## Conclusio

Der historische Teil dieser Arbeit hat gezeigt, dass die Rückkehr für viele der jüdischen Überlebenden und Exil-RückkehrerInnen alles andere als einfach war. Abgesehen von den strukturellen Schwierigkeiten der unmittelbaren Nachkriegszeit und den Erlebnissen und menschlichen Verlusten, mit denen Juden und Jüdinnen, die nach den Nürnberger Gesetzen als solche definiert worden waren, nach Kriegsende fertig werden mussten, kamen die meisten völlig mittellos zurück und es wurden diesen Menschen zum Teil von behördlich-staatlicher Seite bewusst und beabsichtigt Steine in den Weg gelegt, um ihnen die Rückkehr nach Österreich, und damit in ein neues Leben, zu erschweren. Es wurde bei Weitem nicht das gesamte arisierte Vermögen zurückerstatten und es wurden über lange Zeit verhältnismäßig wenige Entschädigungen gezahlt. In der österreichischen Mehrheitsbevölkerung war auch in den Jahren nach Kriegsende noch ein latenter Antisemitismus zu verzeichnen, der sich auf unterschiedliche Weise niederschlug. Zudem propagierte Österreich sehr lange seine Rolle als erstes Opfer des Nationalsozialismus. Dieser Umgang mit der nationalsozialistischen Vergangenheit blieb über Jahrzehnte hin charakteristisch, bis die sogenannte Waldheim-Affäre 1986 diese Geschichtslüge endgültig aufbrach und durch zunehmendes Bewusstsein und Interesse der Bevölkerung zu maßgeblichen Veränderungen führte. Die Opfertheorie, die so lange ganzheitlich vertreten worden war, war damit endgültig Geschichte, wobei es bis heute gewisse Tendenzen mancher politischer Parteien gibt – da sind sich die Expertinnen Ruth Beckermann und Elizabeth T. Spira einig –, das Vergangene ruhen zu lassen, statt unaufgearbeitete Aspekte einzugestehen und aufzuarbeiten, zu versuchen, Lehren aus der Vergangenheit zu ziehen und einen respektvollen und angemessenen politischen Umgang mit dieser schmerzlichen Zeit zu entwickeln. Der ambivalente Umgang Österreichs mit seiner nationalsozialistischen Vergangenheit hatte vielseitige Auswirkungen auf die Überlebenden, darunter auch das langjährige Schweigen über ihre Erlebnisse. Durch den gesellschaftlichen Wandel und das zunehmende Interesse sowie auch die Anerkennung der Überlebenden als „Opfer“, konnte doch eine Vielzahl von Überlebenden und RückkehrerInnen einen Zugang zu einer narrativen Form der Weitergabe ihrer Erinnerungen finden. Allen fünf von mir befragten Zeitzeuginnen

und Zeitzeugen ist dies jedenfalls gelungen. Obwohl sie von unterschiedlichsten Schwierigkeiten nach ihrer Rückkehr und in der Nachkriegszeit erzählten, waren diese in den Erzählungen in Bezug auf das Leben in Österreich heute, 2012, kaum präsent.

Die theoretische Auseinandersetzung mit Erinnerung ergab vor allem, dass in unterschiedlichsten Disziplinen sehr intensiv – bis hin zu einer Überrepräsentation – zu diesem Thema gearbeitet wird. Eine große Anzahl anthropologischer, historischer, psychologischer, soziologischer und interdisziplinärer Arbeiten vermitteln eine Vielzahl von theoretischen Ansätzen, die es schwierig machen, abstrakte Begrifflichkeiten wie „kollektives“, „soziales“ oder „kulturelles“ Gedächtnis einheitlich zu definieren. Gemeinsames Charakteristikum des Feldes des kollektiven/kulturellen/sozialen Gedächtnisses ist die Erkenntnis, dass linguistische, diskursive und narrative Gedächtnispraktiken nicht von nonverbalen Praktiken losgelöst beleuchtet werden können, sondern dass diese als soziale/kollektive/kulturelle Praxis unterschiedlichste Formen von Gedenken, Erinnerung und historische Selbstreflexion enthalten. (vgl. Brockmeier 2002: 9ff) In Betrachtung interdisziplinärer Ansätze kristallisierte sich dabei heraus, dass der Begriff des „kollektiven Gedächtnisses“ als Überbegriff dienlich sein kann, dem andere Gedächtnisformen unterliegen, zu denen auch das individuelle Gedächtnis gerechnet werden kann. (vgl. Antze/Lambek 1996; Bal 1999; Brockmeier 2002a; Climo/Cattell 2001) In diesem Sinne setzt sich die Arbeit des Weiteren mit forschungsrelevanten Teilbereichen des kollektiven Gedächtnisses auseinander, die die Erinnerungen der KZ-RückkehrerInnen und die historischen Darlegungen untermauern, kritisch beleuchten und weiter kontextualisieren. Das theoretische Konstrukt des „autobiografischen Erinnerns“, das als soziale Konstruktion konzipiert ist, setzt die Erinnerungen der Befragten vor allem vor dem Hintergrund historischer Ereignisse und dem österreichischen Umgang mit dem Nationalsozialismus in einen umfassenden Kontext und trug zu einer reflektierten Analyse des Datenmaterials bei. Bedeutsam ist dabei die sozial und kulturell geprägte Konstruktion von Erinnerungen und Narrativen und der Hinweis auf eine subjektiv wahrgenommene Vergangenheit, wodurch autobiografische Narrative nicht losgelöst von diesem Kontext zu betrachten sind und Erinnerungsprozesse nicht als rein internalisierte, autonome, neurokognitive Abläufe gesehen werden können. (vgl. Brockmeier/Wang 2002: 46ff)

Oft wird im Zusammenhang mit Erinnern und Vergessen das Thema der Shoah und ihre Auswirkungen bearbeitet, wobei der Begriff der „traumatischen Erinnerung“ immer wieder verwendet wird. Mieke Bal hat aufgezeigt, dass sich traumatische Erlebnisse unveränderlich in der Erinnerung festschreiben und demnach keine soziale Interaktion umfassen und folglich nicht in die Gegenwart integriert werden können. Kirmayer hat dem hinzugefügt, dass kollektive traumatische Erfahrungen durch den Prozess der Anerkennung dieser Erfahrungen als traumatisch innerhalb einer Gemeinschaft oder Gesellschaft, zu einer Aufarbeitung und Überwindung des Traumas beitragen können. (vgl. Kirmayer 1996: 189f)

Sevetlana Boym hat anhand ihrer Auseinandersetzung mit nostalgischem Erinnern, das eine Beziehung zwischen individuellem und kollektivem Gedächtnis herstellt, die bewusste und unbewusste Selektion von Erinnerungen durch den individuellen und kollektiven Umgang mit Vergangenheit eingebracht. (vgl. Boym 2001) Die Erkenntnis, dass Erinnerungen ebenso bewusst wie unbewusst instrumentalisiert, selektiert und manipuliert werden können, schließt wieder an den historischen Teil dieser Arbeit an und verknüpft sie mit einem multiperspektivischen Zugang zu der Forschung über das Leben der RückkehrerInnen in Österreich. Die Existenz nostalgischen Erinnerns nach Boym führte – als Reaktion ganzer Gemeinschaften auf politisch oder gesellschaftlich instrumentalisiertes und selektiertes Erinnern – unter anderem zur Entwicklung eines Gegengedächtnisses jüdischer RückkehrerInnen nach Österreich, da Österreich über längere Zeit eine sehr selektive Geschichts- und Erinnerungspolitik betrieb. (vgl. Boym 1999)

Die vorangegangenen theoretischen Einsichten bezogen sich hauptsächlich auf interpretations- und kontexterweitende Faktoren relevanter Aspekte der Erinnerung. In Hinblick auf die Forschungsfragen erhält vor allem die Verknüpfung von Raum und Gedächtnis Bedeutung. In den meisten von mir zu Rate gezogenen Arbeiten werden Orte in direktem oder nebensächlichem Zusammenhang mit Erinnern gesehen und die AutorInnen sind sich einig, dass sich Erinnerungen an Orten festschreiben können (vgl. Assmann 2006; Berek 2009; Climo/Cattell 2002; Crinson 1995; Halbwachs 1985 [1939]; Lichtblau 2008; Nora 1996 [1984]; Schlögel 2006; Schramm: 2005; Steward/Strathern 2003; Vansant 2001; u. A.). Es gibt unzählige Arten und

wissenschaftliche Untersuchungen über die Erfahrung solcher Orte, wobei sich viele Werke der Shoah-bezogenen Literatur auf Exil-RückkehrerInnen und deren Wahrnehmung und Erfahrung „verlorener“ Orte beziehen. Erinnerungen, die sich an Orte knüpfen, stellen eine wichtige Komponente der räumlichen Identität von Menschen dar und vermitteln ein Gefühl von „Heimat“. (vgl. Vansant 2001: 99) Diese Orte – als Erinnerungstopografien (vgl. Lichtblau 2008: 98), „mind-maps“ (Steward/Strathern 2003: 4f), „memory-maps“ (vgl. Vansant 2001: 98f) oder „mental-maps“ (vgl. Schlögel 2006: 243ff) rekonstruierbar, die beispielsweise bei ihrer Wiedererfahrung als Auslöser für Erinnerungen dienen oder aber auch durch Wiedererfahrung umbesetzt werden können. (vgl. Vansant 2001: 100ff) Besonders wichtig hinsichtlich dieser Arbeit war die Erkenntnis, dass Erinnerungsräume mit dem sozialen Umfeld und mit sozialer Interaktion verknüpft sind. (vgl. Lichtblau 103ff; Vansant 2001:100ff)

Wien wird von den befragten RückkehrerInnen selbst großteils als sehr positiv und mit wenig Bezug zu seiner nationalsozialistischen Vergangenheit empfunden. Einerseits spielt das soziale Umfeld – die familiäre und soziale Verwurzelung in Wien – bei der Wahrnehmung der Stadt eine wichtige Rolle für die RückkehrerInnen, andererseits sind aber auch die vielfältigen infrastrukturellen, kulturellen und sicherheitsbezogenen Vorteile und die gehobene Lebensqualität, die Wien als moderne, „anonyme“ westeuropäische Großstadt bietet, konstituierende Elemente dieser Wahrnehmung. „Wien“ wird kaum als rein geografischer Raum wahrgenommen. Viel eher machen aber diese unterschiedlichen individuellen (soziales Umfeld, Familie etc.) und kollektiven Faktoren (Infrastruktur, Sicherheit, kulturelles Angebot etc.) Wien zu dem, was es heute für die Befragten ist.

In den Interviews wurde nur wenigen Orten in Wien von den KZ-Rückkehrerinnen als Erinnerungsort per se Bedeutung zugemessen, und doch wurden sehr viele geografische Orte wie Straßen, Gebäude und Plätze im Zuge narrativer Episoden und biografischer Fakten eingeflochten. Über die Ergebnisse der qualitativen Erhebung kann resümiert werden, dass die bewusst genannten und nebenbei erwähnten Orte nicht generalisiert betrachtet werden können. Es gibt sehr unterschiedliche Wahrnehmungen der Orte, die nicht aus dem individuellen Kontext der jeweiligen

Person gerissen werden können. Die Untersuchung der Interviews lässt den Schluss zu, dass zwischen zweierlei Arten von ortsbezogenen narrativen Erinnerungsstrukturen unterschieden werden können. Es gab Narrative, in denen die Erinnerung an sich im Vordergrund stand, während der Ort eine Art Hintergrundinformation darstellte. Diese Erinnerungsräume waren soziale Räume, Orte der sozialen Interaktion. Man könnte sagen, nicht die Orte wurden mit Erinnerungen besetzt, sondern eher die Erinnerungen mit Orten. Die dadurch entstandenen Topografien räumlicher Erinnerungen ließen sich – ähnlich wie es Vansant für RückkehrerInnen aus dem Exil beschrieb (vgl. Vansant 2001: 100ff) – durch das gegenwärtige soziale Umfeld und das dadurch „erneuerte“ Realitätsempfinden nur sehr begrenzt auf die Gegenwart übertragen. Die Orte wurden nebenbei erwähnt und dienen viel eher als Orientierung für die ZuhörerInnen als eine Erinnerungstopografie für die RückkehrerInnen selbst. Auch Orte, die im Laufe der Zeit mit neuen Bedeutungen besetzt wurden, fallen unter diese Kategorie. Andererseits, wenn auch seltener, gab es auch den Ort im Vordergrund, dem symbolische Bedeutung zugeschrieben wird. Hierbei kam in der Bedeutungsgebung der ganze Prozess von Leben und früheren Erfahrungen in Wien, Deportation, KZ-Erfahrung, Rückkehr und späterem Leben in Wien zum Tragen. Die Bedeutung solcher Orte reicht prozesshaft von der Vergangenheit bis in die Gegenwart.

Des Öfteren wurden in den Interviews in unterschiedlichen Zusammenhängen kollektive Treffpunkte – heute und/oder damals – jüdischen Lebens in Wien, wie bestimmte Cafés, die ehemalige Gordonia (heute Hashomer Hazair), der Sportverein Hakoah oder der Tempel in der Seitenstettengasse, genannt. Diese „verdichteten“ Orte, Orte sozialer Interaktion und Orte der Sicherheit in einer unsicheren Nachkriegszeit, zeigen deutlich den Bezug zu einem „Kollektiv“ sowie auch inwieweit soziale Interaktion den Raum prägen kann. Das Stadtgebiet scheint im Narrativ von Emotionen und Belastungen losgelöst zu sein weil es täglich erfahren wird – die Erlebnisse selbst sind eher emotional behaftet. Es gibt keine Orte, die gemieden werden, doch aber Orte, die bewusst aufgesucht wurden und werden.

Die Zeitzeugen und Zeitzeuginnen gehen sehr unterschiedlich mit ihrer Vergangenheit um. Wie meine Untersuchung gezeigt hat, stehen die Erinnerungen der befragten KZ-RückkehrerInnen an Orte viel mehr mit Menschen in Verbindung als mit den Orten per



se, weshalb ich es für möglich halte, dass durch die langsame aber stetige Fluktuation (Generationswechsel, Tod, Geburten, Migration etc.) auch die Erinnerungen dynamisch und prozesshaft ausgetauscht wurden. Auch das Umdenken in der österreichischen Gesellschaft bezüglich des Umgangs mit der österreichischen Mitschuld am Nationalsozialismus könnte seinen Teil dazu beigetragen haben. Die Menschen im Umfeld haben sich verändert – haben sich auch die Orte und mit ihnen die Erinnerungen verändert? Die vorliegende Forschung wirft viele weitere Fragen auf, von denen so manche vermutlich unbeantwortet bleiben wird: Fragen über räumliche Identität, über den narrativen Prozess und die Weitergabe von Erinnerungen, Fragen über das soziale Umfeld damals und heute und Fragen über die mannigfaltigen Auswirkungen des Nationalsozialismus, dem individuellen jüdischen, nicht-jüdischen und politischen Umgang mit dem Nationalsozialismus und die Erinnerung an ihn. Ich denke, dass meine Forschung ein kleiner Beitrag zur Dokumentation eines winzigen Teilchens aus einem großen Puzzle sein kann, dem noch viele Teilchen fehlen und vielleicht für immer fehlen werden.

„Die größten Übeltäter sind jene, die sich nicht erinnern, weil sie auf das Getane niemals Gedanken verschwendet haben, und ohne Erinnerung kann sie nichts zurückhalten. Das Denken an vergangene Angelegenheiten bedeutet für menschliche Wesen, sich in die Dimension der Tiefe zu begeben, Wurzeln zu schlagen und so sich selbst zu stabilisieren, so daß man nicht bei allem Möglichen – der Geschichte, dem Zeitgeist oder einfach der Versuchung – hinweggeschwemmt wird. Das größte Böse ist nicht radikal, es hat keine Wurzeln, und weil es keine Wurzeln hat, hat es keine Grenzen, kann sich ins unvorstellbar Extreme entwickeln und über die ganze Welt ausbreiten.“ (Arendt 2006 [2003]: 77) Arendt spricht von der Gefahr, die von der Gleichgültigkeit gegenüber gesellschaftlichen Belangen, ausgeht, der „Indifferenz“, in welcher Gesellschaft wir leben und wie wir sie gestalten. „Diese Indifferenz stellt, moralisch und politisch gesprochen, die größte Gefahr dar, auch wenn sie weit verbreitet ist. Und damit verbunden und nur ein bisschen weniger gefährlich ist eine andere gängige moderne Erscheinung: die häufig anzutreffende Tendenz, das Urteilen überhaupt zu verweigern. Aus dem Unwillen oder der Unfähigkeit, seine Beispiele und seinen Umgang zu wählen, und dem Unwillen oder der Unfähigkeit, durch Urteil zu anderen in Beziehung zu treten, entstehen die wirklichen ‚skandala‘, die wirklichen

Stolpersteine, welche menschliche Macht nicht beseitigen kann, weil die nicht von menschlichen oder menschlich verständlichen Motiven verursacht wurden. Darin liegt der Horror des Bösen und zugleich seine Banalität.“ (Arendt 2006 [2003]: 150)

Angesichts der uns umgebenden gesellschaftlichen Struktur ist es von immenser Wichtigkeit, sich zu erinnern und diese Erinnerung in einen Kontext zu setzen, den wir als gesellschaftliches Kollektiv annehmen können, über den wir Zugang zu dem, was in uns allen steckt, erhalten und in dessen logischer Konsequenz wir daran arbeiten müssen, Strukturen zu schaffen, in denen wir und unsere Kinder lernen selbst zu denken, vorgegebene Werturteile kritisch zu beleuchten und eigene Positionen zu beziehen.

## Quellenverzeichnis

### *Literaturquellen*

AMÉRY, Jean. 1966. Jenseits von Schuld und Sühne. Bewältigungsversuche eines Überwältigten. München.

ANTZE, Paul; LAMBEK, Michael. 1996. Introduction. Forecasting Memory. In: Antze, Paul; Lambek, Michael [Hrsg.]. 1996. Tense Past. Cultural essays in trauma and memory. New York. S. xi-xxxviii.

ANTZE, Paul; LAMEK, Michael. 1996a. Preface. In: Antze, Paul; Lambek, Michael [Hrsg.]. 1996. Tense Past. Cultural essays in trauma and memory. New York. S. vii-ix.

ARENDDT, Hannah. 2006 [2003]. Über das Böse. Eine Vorlesung zu Fragen der Ethik. München; Zürich.

ASSMANN, Aleida. 1999. Erinnerungsräume. München.

ASSMANN, Aleida. 2006. Der lange Schatten der Vergangenheit. Erinnerungskultur und Geschichtspolitik. München.

AUGÈ, Marc. 2004 [1998]. Oblivion. Minneapolis; Minnesota; London.

BADER WHITEMAN, Dorit. 1995. Die Entwurzelten: Jüdische Lebensgeschichten nach der Flucht 1933 bis heute. Wien; Köln; Weimar.

BASSO, Keith H. 1996. Wisdom Sits in Places: Notes on a Western Apache Landscape. In: Basso, Keith H.; Feld, Steven [Hrsg.]. 1996. Senses of Place. Santa Fe; New Mexico. S. 53-90.

BAL, Mieke. 1999. Introduction. In: BAL, Mieke; Crewe, Jonathan; Spitzer, Leo [Hrsg.]. 1999. Acts of Memory. Cultural Recall in the Present. Hannover; London. S. vii-xvii

BAUMANN, Zygmunt. 2002. The Uniqueness and Normality of the Holocaust. In: Besteman, Catherine [Hrsg.]. 2002. Violence. A Reader. New York. S. 67-96.

BECKERMANN, Ruth. 1989. Unzugehörig. Österreicher und Juden nach 1945. Wien.

BELL, Duncan. 2006. Introduction. Memory, Trauma and World Politics. In: Bell, Duncan. 2006. Memory, Trauma and World Politics. Reflections on the Relationship Between Past and Present. Basingstoke. S. 1-29.

BEREK, Mathias. 2009. Kollektives Gedächtnis und die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit. Eine Theorie der Erinnerungskulturen. Wiesbaden.

BERLINER, David. 2005. The Abuses of Memory: Reflections on the Memory Boom in Anthropology. In: Anthropological Quarterly 2005 78 (1): 197-211.

<http://www.jstor.org/stable/4150896>

Zugriff am 09.03.2012 um 11:20 Uhr.

BLOCH, Maurice. 1996. Internal and External Memory: Different Ways of Being in History. In: Antze, Paul; Lambek, Michael [Hrsg.]. 1996. Tense Past. Cultural Essays in Trauma and Memory. New York. London. S. 215-233.

BOURGUIGNON, Erika. 2005. Bringing the Past into the present: Family Narratives of Holocaust, Exile and Diaspora. Memory in an Amnesiac World: Holocaust, Exile and the Return of the Suppressed. In: Anthropological Quarterly 2005 78 (1): 63-88.

<http://www.jstor.org/stable/4150890>

Zugriff am 09.03.2012 um 11:20 Uhr.

BOYM, Svetlana. 2001. The Future of Nostalgia. New York.

BROCKMEIER, Jens. 2002. Introduction: Searching for Cultural Memory. In: Culture & Psychology 2002 8(1): 5-14.

<http://cap.sagepub.com/content/16/1/5>

Zugriff am 06.09.2011 um 09:23 Uhr.

BROCKMEIER, Jens. 2002a. Remembering and Forgetting: Narrative as cultural Memory. In: Culture & Psychology 2002 8(1): 15-43.

<http://cap.sagepub.com/content/8/1/15>

Zugriff am 06.09.2011 um 09:20 Uhr.

BROCKMEIER, Jens; WANG, Qi. 2002. Autobiographical Remembering as Cultural Practice. Understanding the Interplay between Memory, Self and Culture. In: Culture & Psychology 2002 8 (1): 45-64.

<http://cap.sagepub.com/content/8/1/45>

Zugriff am 06.09.2011 um 10:21 Uhr.

BUNZL, John; MARIN, Bernd [Hrsg.]. 1983. Antisemitismus in Österreich. Sozialhistorische und soziologische Studien. Vergleichende Gesellschaftsgeschichte und politische Ideengeschichte der Neuzeit, Band 3. Innsbruck.

BUNZL, John. 1987. Der lange Arm der Erinnerung. Jüdisches Bewusstsein heute. Wien; Köln; Graz.

CLIMO, Jacob J.; CATELL, Maria G. 2002. Introduction. Meaning in Social Memory and History: Anthropological Perspective. In: Climo, Jacob J.; Catell, Maria G. [Hrsg.]. 2002. Social Memory and History. Anthropological Perspectives. Walnut Creek; Lanham [u.a.]. S. 1-36.

CLIMO, Jacob J. 2002. Memories of the American Jewish Aliyah. Connecting Individual and Collective Experience. In: Climo, Jacob J.; Catell, Maria G. [Hrsg.]. 2002. Social Memory and History. Anthropological Perspectives. Walnut Creek; Lanham [u.a.]. S. 111-127.

CONNERTON, Paul. 1989. How Societies Remember. Cambridge.

CRINSON, Mark. 2005. Urban Memory – an Introduction. In: Crinson, Mark [Hrsg.]. 2005. Urban Memory. History and Amnesia in the Modern City. London. S. xi-xx.

CRUMLEY, Carole L. 2002. Exploring Venues of Social Memory. In: Climo, Jacob J.; Catell, Maria G. [Hrsg.]. 2002. Social Memory and History. Anthropological Perspectives. Walnut Creek; Lanham [u.a.]. S. 39-52.

EPPEL, Peter. [Bearbeiter]; DOKUMENTATIONSARCHIV DES ÖSTERREICHISCHEN WIDERSTANDES [Hrsg.]. 1995. Österreicher im Exil. USA 1938-1945. Eine Dokumentation. Band 2. Wien.

- EMBACHER, Helga. 1995. Neubeginn ohne Illusionen: Juden in Österreich nach 1945. Wien.
- FLICK, Uwe. 2011 [2007]. Qualitative Sozialforschung. Eine Einführung. 4. Auflage. Reinbek bei Hamburg.
- FORTY, Adrian. 1999. Introduction. In: Forty, Adrian; Küchler, Susanne [Hrsg.]. 1999. The Art of Forgetting. Oxford; New York. S. 1-18.
- FRIED, Erich. 1987. Nicht verdrängen, nicht gewöhnen. Texte zum Thema Österreich. Wien.
- GEERTZ, Clifford. 1983. Dichte Beschreibung. Beiträge zum Verstehen kultureller Systeme. Frankfurt am Main.
- GILLOCH, Graeme; KILBY, Jane. 2005. Trauma and Memory in the City: From Auster to Austerlitz. In: CRINSON, Mark [Hrsg.]. 2005. Urban Memory. History and Amnesia in the Modern City. London. S. 1-19.
- GINGRICH, Andre. 2010. Wege, Irrwege und Potenziale von Wissenschaftsgeschichte: Die „Causa Lips“ und ein Fach, das früher Völkerkunde hieß. In: Kriede-Damani, Ingrid [Hrsg.]. 2010. Ethnologie im Nationalsozialismus. Julius Lips und die Geschichte der „Völkerkunde“. Wiesbaden. S. 7-10.
- HALBWACHS, Maurice. 1985 [1939]. Das kollektive Gedächtnis. Frankfurt am Main.
- HAUER, Nadine. 1987. NS-Trauma und kein Ende. In: Pelinka, Anton; Weinzierl, Erika [Hrsg.]. 1987. Das große Tabu. Österreichs Umgang mit seiner Vergangenheit. Wien. S. 28-41.
- KIRMAYER, Laurence J. 1996. Landscapes of Memory. Trauma, Narrative and Dissociation. In: Antze, Paul; Lambek, Michael [Hrsg.]. 1996. Tense Past. Cultural essays in trauma and memory. New York. S. 173-198.
- KNIGHT, Robert [Hrsg.]. 1988. „Ich bin dafür, die Sache in die Länge zu ziehen.“ Wortprotokolle der österreichischen Bundesregierung von 1945-52 über die Entschädigung der Juden. Frankfurt am Main.

LANGBEIN, Hermann. 1987. Darf man vergessen? In: Pelinka, Anton; Weinzierl, Erika [Hrsg.]. 1987. Das große Tabu. Österreichs Umgang mit seiner Vergangenheit. Wien. S. 7-16.

LAPPIN, Eleonore; LICHTBLAU, Albert. 2008. Einleitung. In: Lappin, Eleonore, Lichtblau, Albert [Hrsg.]. 2008. Die „Wahrheit“ der Erinnerung. Jüdische Lebensgeschichten. Innsbruck. S. 7-10.

LICHTBLAU, Albert. 2008. Topografie und Erinnerung. In: Lappin, Eleonore; Lichtblau, Albert [Hrsg.]. 2008. Die „Wahrheit“ der Erinnerung. Jüdische Lebensgeschichten. Innsbruck. S. 98-116.

LOW, Setha M.; LAWRENCE-ZUÑIGA, Denise. 2003. Locating Culture. In: Low, Setha M.; Lawrence-Z , Denise [Hrsg.]. The Anthropology of Space and Place. Locating Culture. Oxford [u.a.].

MAYRING, Philipp. 2002. Einführung in die qualitative Sozialforschung. Weinheim und Basel.

MOSER, Johnny. 1999. Demographie der jüdischen Bevölkerung Österreichs 1838-1945. Wien.

NORA, Pierre 1996 [1984]. General Introduction: Between Memory and History. In: Nora, Pierre [Hrsg.]. 1996 [1984]. Realms of Memory. Rethinking the French Past. Volume I: Conflicts and Divisions. New York. S. 1-20.

NORA, Pierre. 1990 [1984]. Zwischen Geschichte und Gedächtnis: Die Gedächtnisorte. Berlin.

OLICK, Jeffrey K; ROBBINS, Joyce. 1998. Social Memory Studies: From “Collective Memory” to the Historical Sociology of Mnemonic Practices. In: Annual Review of Sociology 1998 24: 105-140.

<http://www.jstor.org/pss/223476>

Zugriff am 25.02.2012 um 18:05 Uhr.

RYLKO-BAUER, Barbara. 2005. Introduction. Bringing the Past into the Present: Family Narratives of Holocaust, Exile and Diaspora. In: Anthropological Quarterly

2005 78 (1): 7-10.

<http://www.jstor.org/stable/4150887>

Zugriff am 09.03.2012 um 11:19 Uhr.

SCHLÖGEL, Karl. 2006. Im Raume lesen wir die Zeit. Über Zivilisationsgeschichte und Geopolitik. Frankfurt am Main.

SCHMIDT, Christiane. 2007. Analyse von Leitfadeninterviews. In: Flick, Uwe; Von Kardorff, Ernst; Steinke, Ines [Hrsg.]. 2007. Qualitative Forschung. Ein Handbuch. Reinbek bei Hamburg. S. 447-456.

SCHRAMM, Katharina. 2011. Introduction. Landscapes of Violence: Memory and Sacred Spaces. In: History & Memory. 2011 23 (1): 5-22.

STEWART, Pamela J.; STRATHERN, Andrew. 2003. Introduction. In: Stewart, Pamela J.; Strathern, Andrew [Hrsg.]. 2003. Landscape, Memory and History. Anthropological Perspectives. London. S. 1-15.

VANSANT, Jacqueline. 2001. Reclaiming Heimat. Trauma and Mourning in Memoirs by Jewish Austrian Reémigrés. Detroit.

WINTER, Jay. 2006. Notes on the Memory Boom. War, Remembrance and the Uses of the Past. In: BELL, Duncan. 2006. Memory, Trauma and World Politics. Reflections on the Relationship between Past and Present. Basingstoke. S. 54-73.

### *Internetquellen*

A LETTER TO THE STARS FANTL-BRUMLIK. 2012.

[http://www.lettertothestars.at/lastwitnesses\\_pers.php?uid=2615](http://www.lettertothestars.at/lastwitnesses_pers.php?uid=2615)

Zugriff am 22.03.2012 um 13:10 Uhr.

DAS VERMÄCHTNIS FELDNER-BUSZTIN.2012.

<http://www.erinnern.at/bundeslaender/oesterreich/zeitzeuginnen/das-vermaechtnis/die-zeitzeuginnen>

Zugriff am 22.03.2012 um 13.25 Uhr.

DAS VERMÄCHTNIS SCHEIDERBAUER.2012.

<http://www.erinnern.at/bundeslaender/oesterreich/zeitzeuginnen/das-vermaechtnis/die->



zeitzeuginnen

Zugriff am 22.03.2012 um 13:40 Uhr.

DER STANDARD. 2012. Strache auf WKR-BALL: „Wir sind die neuen Juden“.  
<http://derstandard.at/1326504047903/STANDARD-Bericht-Strache-auf-WKR-Ball-Wir-sind-die-neuen-Juden>

Zugriff am 31.01.2012 um 19:16 Uhr.

DÖW GELBARD. 2012. [http://www.doew.at/aktuell/mitt/185\\_gelbard.html](http://www.doew.at/aktuell/mitt/185_gelbard.html)

Zugriff am 22.03.2012 um 13:28 Uhr.

NÜRNBERGER INSTITUT SCHROTT. 2012.

[http://www.nurinst.org/nurinst\\_org/proj\\_hakoah\\_8\\_h\\_schrott.htm](http://www.nurinst.org/nurinst_org/proj_hakoah_8_h_schrott.htm)

Zugriff am 22.03.2012 um 13:48 Uhr.

STEINE DER ERINNERUNG. 2012. <http://www.steinedererinnerung.net>

Zugriff am 03.02.2012 um 14:02 Uhr.

USC SHOAH FOUNDATION INSTITUTE. 2012. <http://dornsife.usc.edu/vhi/>

Zugriff am 07.03.2012 um 11:18 Uhr.

### *Interviews*

BECKERMANN, Ruth. 2011. Persönliches Interview. Wien, 02.12.2011.

FANTL-BRUMLIK, Walter. 2012. Persönliches Interview. Wien, 27.01.2012.

FELDNER-BUSZTIN, Helga. 2012. Persönliches Interview. Wien, 10.01.2012.

GELBARD, Rudolf. 2011. Persönliches Interview. Wien, 20.12.2011.

SCHEIDERBAUER, Elisabeth. 2012. Persönliches Interview. Wien, 19.01.2012.

SCHROTT, Herbert. 2012. Persönliches Interview. Wien, 20.01.2012.

SPIRA, Elizabeth T. 2011. Persönliches Interview. Wien, 02.12.2011.

## **Anhang**

### *Eckdaten der Zeitzeugen und Zeitzeuginnen*

#### Walter Fantl-Brumlik

Walter Fantl-Brumlik wurde 1924 in Loosdorf geboren. Er lebte mit seiner Mutter Hilda Fantl, seinem Vater Arthur Fantl und seiner älteren Schwester Gertrude Fantl in Bischofstetten, wo die Familie ein Lebensmittelgeschäft unterhielt. Nachdem der Betrieb arisiert und auch der Verkauf des Hauses erzwungen wurde, zog die Familie nach Wien, von wo aus Walter, seine Eltern und seine Schwester 1942 nach Theresienstadt deportiert wurden. Walter Fantl-Brumlik und sein Vater wurden von Theresienstadt nach Auschwitz-Birkenau gebracht, von wo aus Walter Fantl-Brumlik in das KZ Gleiwitz I transportiert wurde. Er musste den Todesmarsch im Jänner 1945 bis in das KZ Blechhammer mitmachen, wo er als einer von Wenigen überlebte. Im August 1945 kam Walter Fantl-Brumlik, nach einem vorhergegangenen Zwischenstopp, zum zweiten Mal nach Wien zurück. Arthur Fantl, Hilde Fantl und Gertrude Fantl überlebten den Nationalsozialismus nicht. Walter Fantl-Brumlik lebt heute, 2012, noch in Wien. (vgl. Fantl-Brumlik 2012; A Letter to the Stars Fantl-Brumlik 2012)

#### Helga Feldner-Busztin

Helga Feldner-Busztin wurde 1929 in Wien geboren. Ihr Vater wurde bereits 1938 verhaftet und in das KZ Buchenwald deportiert, kam 1939 wieder frei und flüchtete nach Italien, von wo aus er später nach Auschwitz deportiert wurde. Helga, ihre Mutter und ihre jüngere Schwester Elisabeth, kamen 1943 nach Theresienstadt und konnten, nach der Befreiung 1945, nach Wien zurückkehren. Dort trafen sie auch den Vater, Paul Pollak, wieder. Die ganze Familie hat überlebt. Helga Feldner-Busztin und ihre Schwester Elisabeth Scheiderbauer leben noch heute, 2012, in Wien. (vgl. Feldner-Busztin 2012; Das Vermächtnis Feldner-Busztin 2012)

## Rudolf Gelbard

Rudolf Gelbard wurde 1930 in Wien geboren. Im Oktober 1942 wurden Rudolf Gelbard und seine Eltern nach Theresienstadt deportiert. Die Familie überlebte und kehrte nach der Befreiung 1945 nach Wien zurück, wo die Eltern bald an den Folgen der Haft verstarben. Rudolf Gelbard lebt noch heute, 2012, in Wien. (vgl. Gelbard 2012; DÖW Gelbard 2012)

## Elisabeth Scheiderbauer

Elisabeth Scheiderbauer wurde 1936 in Wien geboren. Ihr Vater wurde bereits 1938 verhaftet und in das KZ Buchenwald deportiert, kam 1939 wieder frei und flüchtete nach Italien, von wo aus er später nach Auschwitz deportiert wurde. Elisabeth, ihre Mutter und ihre ältere Schwester Helga, kamen 1943 nach Theresienstadt und konnten, nach der Befreiung 1945, nach Wien zurückkehren. Dort trafen sie auch den Vater, Paul Pollak, wieder. Die ganze Familie hat überlebt. Elisabeth Scheiderbauer und ihre Schwester Helga Feldner-Busztin leben noch heute, 2012, in Wien. (vgl. Scheiderbauer 2012; Das Vermächtnis Scheiderbauer 2012)

## Herbert Schrott

Herbert Schrott wurde 1926 in Wien geboren. 1940 kamen Herbert, sein Vater und seine Mutter nach Theresienstadt, von wo aus Herbert Schrott 1942 gemeinsam mit 15.000 anderen Menschen, darunter sein Vater, nach Auschwitz überführt wurde. Von dort aus kam er nach Landberg-Kaufering, von wo aus er einen Todesmarsch miterleben musste. 1945 erlebte er die Befreiung und kehrte im August 1945 nach Wien zurück, wo er seine Mutter, Klara Schrott, wiedertraf, die ebenfalls überlebt hatte. Sein Vater hat Auschwitz nicht überlebt. Herbert Schrott lebt noch heute, 2012, in Wien. (vgl. Schrott 2012; Nürnberger Institut Schrott 2012)

### **Qualitativer Interviewleitfaden:**

1. Wenn ich sage „Wien“, was bedeutet dieses „Wien“ für Sie? Woraus setzt es sich für Sie zusammen? Was verstehen Sie persönlich darunter?
2. Sie waren ja im KZ und sind dann nach Wien zurückgekehrt. Wie war das damals?
3. Was hat ihre Rückkehr nach Wien für Sie persönlich bedeutet?
4. Wie sehen Sie das heute?
5. Gibt es etwas – ein Erlebnis, eine Geschichte etc. – woran Sie sich immer erinnern, wenn Sie durch Wien gehen?  
→ Gibt es einen Auslöser für diese Erinnerung/en?
6. Gibt es Erinnerungen, die sich an die Rückkehr nach Wien und/oder die Zeit danach bis heute knüpfen, die Sie in irgendeiner Hinsicht als prägend für ihr Leben in Wien empfinden?
7. Gibt es in diesem Zusammenhang (Leben in Wien, Nationalsozialismus, Deportation, KZ, Rückkehr nach und Leben in Wien) Orte/Plätze/Straßen/Gebäude/Objekte in Wien, die für Sie mit bestimmten Erinnerungen besetzt sind bzw. bestimmte Erinnerungen auslösen?
8. Gibt es in diesem Zusammenhang Orte/Plätze/Straßen/Gebäude/Objekte in Wien, die Sie aus ebendiesem Grund zum Beispiel bewusst aufsuchen und/oder vermeiden?  
→ In der Vergangenheit?  
→ Heute noch?

9. Womit haben diese Erinnerungen und Orte zu tun? Auf welche Weise haben Sie Bedeutung erlangt?
10. Werden in diesem Zusammenhang Erinnerungen an diesbezüglich prägende Momente im Leben nach der Rückkehr mit jemandem geteilt? Und wenn ja, mit wem?
11. Unterscheiden sich kollektive und individuelle Erinnerungsräume in ihrer Bedeutung für Sie von einander?
12. Was hat sich Ihrer Meinung nach im Hinblick auf den gesellschaftlichen Umgang mit dem Nationalsozialismus in Österreich verändert?
13. Was soll sich noch Ändern?

## **Abstract**

In meiner Diplomarbeit "Das unsichtbare Gedächtnis Wiens – österreichisch-jüdische RückkehrerInnen nach 1945 und ihre Wahrnehmung der Stadt Wien heute in besonderem Hinblick auf Erinnerungsräume“ behandle ich die Themen der Rückkehr, der Erinnerung und der erfahrungsbezogenen Stadtwahrnehmung am Beispiel österreichisch-jüdischer Überlebender. Der Schwerpunkt der Arbeit liegt auf der Kontextualisierung und Aufarbeitung bestimmter erinnerungs- und raumbezogener Teilaspekte des Lebens jüdischer KZ-Überlebender aus und in Wien. Zentral sind dabei die Fragen, wie nach 1945 nach Wien zurückgekehrte, überlebende Wiener Juden und Jüdinnen dieses „Wien“ – nach den unumkehrbaren Veränderungen, die der Nationalsozialismus mit sich brachte – heute, 2012, im Hinblick auf diese Geschehnisse wahrnehmen. Die empirische Forschung zeigt, dass die Stadt Wien von den befragten RückkehrerInnen selbst großteils als sehr positiv angesehen wird und wenig mit der nationalsozialistischen Vergangenheit in Verbindung gebracht wird. Einerseits spielt das soziale Umfeld bei der Wahrnehmung der Stadt eine wichtige Rolle für die RückkehrerInnen, andererseits sind aber auch die vielfältigen infrastrukturellen, kulturellen und sicherheitsbezogenen Vorteile und die gehobene Lebensqualität, die Wien als moderne, „anonyme“ westeuropäische Großstadt bietet, konstituierende Elemente dieser Wahrnehmung. Über die Ergebnisse der qualitativen Erhebung kann resümiert werden, dass die in den Interviews bewusst genannten und auch nebenbei erwähnten Orte nicht generalisiert betrachtet werden können, dass aber forschungsbezogen zwischen zwei Arten von ortsbezogenen narrativen Erinnerungsstrukturen unterschieden werden kann: einerseits gibt es Narrative, in denen die Erinnerung an sich im Vordergrund steht, während der Ort eine Art Hintergrundinformation darstellt. Diese Erinnerungsräume sind soziale Räume, Orte der sozialen Interaktion. Andererseits, wenn auch seltener, gibt es auch den Ort im Vordergrund, dem symbolische Bedeutung zugeschrieben wird. Hierbei kommt in der Bedeutungsgebung der ganze Prozess von Leben und früheren Erfahrungen in Wien, Deportation, KZ-Erfahrung, Rückkehr und späterem Leben in Wien zum Tragen. Die Bedeutung solcher Orte reicht prozesshaft von der Vergangenheit bis in die Gegenwart.

## **Curriculum Vitae**

*Name:* Sarah Irina Zeiringer

*Geburtsdatum:* 28.10.1986 in Graz

### *Bildungslaufbahn:*

Seit 2006 Studium der Kultur- und Sozialanthropologie  
1997-2005 BRG Kirchengasse, Schwerpunkt Sprachen

### *Arbeitserfahrung:*

Oktober 2005 – Dezember 2005:

Praktikum in einer Kindertagesstätte in Caiapônia, Goiás, Brasilien;

Oktober 2007 – September 2008:

Praktikum im Verein „Ute Bock“ in Wien ([www.fraubock.at](http://www.fraubock.at))

Jänner 2009 – Dezember 2010:

Ehrenamtliche Mitarbeit im Verein „Ute Bock“ in den Bereichen der Sozialbetreuung, und Mithilfe bei der Organisation und Veranstaltung des Kulturfestivals „Bock auf Kultur“ ([www.bockaufkultur.at](http://www.bockaufkultur.at)) 2009 und 2010.

### *Fremdsprachen:*

Englisch in Wort und Schrift

Portugiesisch in Wort und Schrift

Französisch Grundkenntnisse

Italienisch Grundkenntnisse

Spanisch Grundkenntnisse